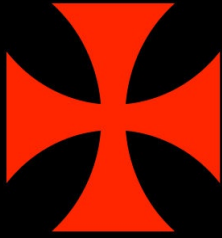


Ulrich Hinse



Das Gold der Andentempler

Ein historischer Roman über den Aufenthalt der Templer bei dem Volk der Chachapoya in den Anden.



Impressum

Ulrich Hinse

Das Gold der Andentempler

Ein historischer Roman über den Aufenthalt der Templer bei dem Volk der Chachapoya in den Anden (Das Gold der Templer, Teil 3)

ISBN 978-3-95655-782-8 (Buch)

ISBN 978-3-95655-783-5 (E-Book)

Gestaltung des Titelbildes: Ernst Franta unter Verwendung ...

© 2017 EDITION digital ®

Pekrul & Sohn GbR

Godern

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Pinnow

E-Mail: verlag@edition-digital.de

Internet: <http://www.edition-digital.de>

1. Kapitel

Es war erst wenige Wochen her, als die kleine Truppe der Tempelritter aus der Alten Welt, genauer aus dem Norden Portugals, mit ihrem umgebauten Wikingerschiff Le Buscard über das Atlantische Meer gesegelt war. Die Templer waren in einer neuen, für sie völlig fremden Welt angekommen.

Freundliche Menschen hatten sie in ihrem Dorf am Rande eines fast undurchdringlichen Waldes empfangen. Und sie lernten das Leben am großen Strom kennen, das so ganz anders war, als sie es aus Europa kannten. Für sie schien es das Paradies zu sein. Obst, Fleisch, Fisch in Hülle und Fülle. Es konnte ohne Verbote gejagt und gefischt werden und der Wald lieferte die Früchte.

Trotzdem wollte ihr Führer, der Tempelritter Joao Lourenco, der sie mit seinen nautischen Kenntnissen bis hierhin in die Neue Welt geführt hatte, wieder zurück.

Das ergab für Pablo de Alvares, Joaos Stellvertreter, keinen Sinn. Er hatte einen anderen Plan. Er wollte einen Teil der Templer überreden, mit ihm in der Neuen Welt zu bleiben. Sollte Joao doch zurückfahren, mit wem er wollte. Er und seine Gefolgsleute würden hier bleiben. Hier, wo sie das Paradies vermuteten. Aber so einfach war es nicht, diesen Plan umzusetzen. Bei Anwesenheit von Joao würde ihm wahrscheinlich nur Ragnar, der normannische Riese und persönliche Gefolgsmann, folgen.

Die Zeit, seinen Plan zu realisieren, war für Pablo gekommen, als sich Joao mit seinem Vertrauten Kasim und einem weiteren Templer auf einem Jagdausflug befand. Dass dieser Ausflug länger dauerte als geplant, dafür hatte Pablo gesorgt. Über den Dolmetscher, dem Kaplan der Templer, hatte er bei den Gastgebern ein Gerücht gestreut, was vermutlich zum Tod der Jäger führte. Ihm konnte das nur recht sein.

Kaum war Joao mit dem muslimischen Arzt Kasim, seinem vertrauten Freund, zur Jagd mit einem Einbaum abgefahren, setzte Pablo seinen Plan um. Für einige der Templer war das im Stich lassen ihres Anführers schon eine schlimme Aktion. Sie empfanden es als Bruch ihres Eides, den sie dem Orden geschworen hatten. Ewige Treue und Gehorsam. Sich in Abwesenheit von Joao Lourenco von Bord ihres Schiffes in der Flussmündung zu stehlen und auch noch das anvertraute Gold mitzunehmen, war eindeutig ein Treuebruch. Aber warum hatte der Sturkopf Joao sich auch mit Pablo de Alvares gestritten.

Ihr neuer Führer, Pablo de Alvares, hatte Recht. Sie waren hier im Paradies angekommen und genau das hatte Joao Lourenco bestritten. Pablo des Alvares hatte die Zeit eines Jagdausfluges von Joao genutzt und an Bord abstimmen lassen. Nur gut zehn Templer wollten am Le Buscard bleiben, um auf die Rückkehr von Joao zu warten.

Die anderen wollten mit Pablo de Alvares und seinem Adlatus, dem riesigen, blonden Normannen, auf den Booten der Eingeborenen, die sich Chachapoya nannten, weiter ins Paradies fahren.

Fra Domenico, der Kaplan der Templer, hatte sich als Sprachgenie erwiesen und bei ihrem Aufenthalt bei den Eingeborenen innerhalb kürzester Zeit deren Sprache gelernt. So hatte er für Pablo bei den Urwaldhändlern gefragt, ob sie ihn und seine Templerbrüder in ihre Heimat mitnehmen würden.

Die freundlichen Eingeborenen hatten nichts dagegen. So waren die Templer mit ihren Goldkisten und ihren persönlichen Gegenständen, auf die sie nicht verzichten können oder wollten, von Pablo auf die Einbäume der Chachapoya verteilt worden. Alle, die in den Booten saßen, hatten sich freiwillig Pablo de Alvares angeschlossen und fuhren jetzt mit den Eingeborenen den Fluss hinauf ins Paradies, wie sie glaubten.

Die Flut schob die Einbäume recht zügig voran, obwohl die Boote, in denen die Kisten mit dem Gold waren, ziemlich tief im Wasser lagen. Trotzdem tauchten ihre Paddel nur gelegentlich ins Wasser, um die Boote in Richtung zu halten. Von den Abtrünnigen sah sich niemand mehr um. Sie saßen in den Booten und schauten nur nach vorn.

So ist es richtig, dachte Pablo. Immer nach vorne blicken, nicht nach hinten. Vorne ist die Zukunft, hinten ist die Vergangenheit.

Es dauerte eine ganze Zeit, bis sich die Einbäume hinter einer schwimmenden Insel den Blicken der Zurückgelassenen entzogen. Die große, schwimmende Insel zog an ihnen vorbei und für einen Moment glaubte Pablo, er hätte zwischen dem Gewirr aus Pflanzen und Ästen die Gestalt von Joao gesehen. Dann schüttelte er den Gedanken ab und blickte wieder nach vorn. Joao mit seinem Schiff Le Buscard, die sie in diesen Teil der Welt gebracht hatten, waren Vergangenheit. Er wollte nicht mehr daran denken. Nicht zuletzt um seinen Verrat an Joao Lourenco, dem er ja noch vor seinem Vater Treue und Loyalität geschworen hatte, zu vergessen. Aber Joao war eben kein Edelmann, sondern ein einfacher Emporkömmling. Er war nur von einfachem Blut, ein Hidalgo. Wusste der Teufel, was den dreiundzwanzigsten

Großmeister des Templerordens bewegt hatte, den jungen Mann aus der Nähe von Aachen im Rheinland mit Führungsaufgaben auszustatten. Eigentlich hätte es ihm, dem spanischen Edelmann, zugestanden, die Führung der Templer zu übernehmen. Da das nicht geschehen war, hatte er schon immer überlegt, wie er Joao seine Position streitig machen konnte. Er dachte an ein spanisches Sprichwort: "Wer seinen guten Ruf verloren hat, geht als Toter durchs Leben." Es ging also darum, dem Hidalgo seine Ehre zu nehmen. Das war für diesen schlimmer, als getötet zu werden. Genau darauf hatte er seinen Plan aufgebaut.

Jetzt war er der Führer der fast dreißig Templer, die sich ihm angeschlossen hatten. Er war am Ziel seiner Träume, wenn auch anders, als er das im Heiligen Land und später in Frankreich und Spanien noch geglaubt hatte.

Es fiel auch nicht schwer zu vergessen, denn die fremdartigen Eindrücke, die auf die Europäer einstürmten, ließen keinen Gedanken an die Vergangenheit zu.

Eine ganze Weile ging es mit den Einbäumen in der Nähe des Ufers entlang, dann bogen sie in ein Gewirr kleinerer und größerer Seitenarme ab. Schon bald hatten die Templer die Orientierung verloren. In der Nähe des Ufers fuhren sie durch eine Art Tunnel unter den Pflanzen in die Tiefe des Urwaldes. Während der Fahrt mussten sie oft den Kopf einziehen, um Ästen und herunterhängenden Lianen aus dem Weg zu gehen.

Zwischendurch schlossen sie sich in einer kleinen Gruppe den Chachapoyajägern auf einen Dschungelmarsch an, um an Fleisch zu kommen. So leicht wie die Eingeborenen auf ihren nackten Füßen über den Waldboden liefen, so schwer taten sich die Templer mit ihren Lederstiefeln. Aber Zeit zum Klagen blieb nicht. Zu viel Neues stürzte auf sie ein. Sie sahen Termitenbauten, Feuerameisen, schöne Schmetterlinge, diverse Pilze und große, bunte Vögel, die von den Chachapoya Ara genannt wurden. Lianen wuchsen von unten nach oben. Sie waren hart und sehr scharfkantig. Sie sahen ein Faultier, mehrere Schlangen, einen riesigen Frosch, diverse Fledermäuse und natürlich Affen. Sie hatten Besuch von einer kleinen Vogelspinne und ärgerten sich über die Moskitos in allen Größen.

Sie genossen den einzigartigen Duft des Urwaldes. Die gejagten Tiere, zu denen auch kleine Affen gehörten, wurden mit Blasrohren erlegt. Die Templer staunten, mit welcher ungeheuren Treffsicherheit die Eingeborenen das Blasrohr verwendeten.

Die Tiere wurden direkt am Lagerplatz aufgebrochen, ausgeweidet und am Feuer gebraten. Die Europäer hatten anfangs enorme Schwierigkeiten, das Fleisch von kleinen Affen zu essen. Zu sehr erinnerten sie die Tiere an kleine Kinder, die auf dem Feuer geröstet wurden. Aber nach und nach verloren sie ihre Scheu vor dem Affenfleisch.

Über einen Seitenarm des großen Stroms fuhren sie mit den Einbäumen an faszinierenden Mangrovenwäldern vorbei. Unzählige Leguane, brüllende Affen und rabengroße Vögel mit riesigen, gelben Schnäbeln begleiteten sie auf der Fahrt. Die Templer waren immer noch der Meinung, dass sie sich dem Paradies auf Erden näherten. Jeden Morgen neu zog der Tag in das grüne Paradies ein und bemalte das Land mit Farben in tausend Variationen. Die großen Bäume, oft mehr als dreißig Manneslängen hoch, streckten sich wie Ritter in undurchdringlichen, grünen Rüstungen der Sonne entgegen und hielten mit ihren Kronen das Licht der Sonne vom Boden ab, der oft in einem diffusen Dämmerlicht erschien. Es gab Bäume mit dicken, festen Stacheln an ihren Stämmen und von vielen Bäumen hingen Kletter- und Schlingpflanzen herunter. Zwischen den im Dämmerlicht stehenden Baumstämmen leuchteten Blüten der verschiedensten Arten.

Die Chachapoya hatten ihren Spaß mit den Europäern, die hinter jeder Flussbiegung wieder etwas Neues entdeckten und sich darüber wie Kinder freuten. Einer der Eingeborenen formte mit seinen Händen einen Trichter um seinen Mund und stieß ein markerschütterndes Geheul aus. Erschrocken flatterte ein riesiger Schwarm gelb-blauer Vögel mit langen Schwanzfedern aus den Bäumen auf. Eine Horde Affen flüchtete kreischend durch die Wipfel buntblühender Bäume. Ragnar glaubte, in dem Gewirr der Wurzeln der Mangroven einen Drachen gesehen zu haben. Er machte den Chachapoya darauf aufmerksam. Der nickte nur.

„Qaraiwa, Qaraiwa“, sagte er nur und ruderte weiter. Doch das Tier folgte dem Einbaum. Einer der Tempilersergeanten, der in der Mitte des Bootes saß, beugte sich weit über die Bordkante.

„Nicht so weit aus dem Boot beugen“, riet ihm der zweite Templer, der vor ihm saß, „nicht dass du hinausfällst.“ Genau in diesem Moment war es schon geschehen. Der Templer verlor sein Übergewicht und fiel ins Wasser.

Als er aus dem graubraunen Wasser wieder auftauchte, war das Boot schon etliche Ellen weitergefahren. Auch wenn die Chachapoya gleich ihre Paddel ins Wasser hielten, um das Boot zu stoppen, so trieb die Strömung den

Sergeanten immer weiter den Fluss hinab. Er begann sofort, auf das Boot zuzuschwimmen. Unmittelbar hinter dem Boot sahen die Insassen jetzt den dicken, geschuppten Schwanz auftauchen, der mit einem dumpfen Schlag aufs Wasser schlug. Dann tauchte genau zwischen Boot und Schwimmer der Kopf des Qaraiwa auf. Der Templer wurde mit seinen Schwimmbewegungen immer hektischer. Er kreischte in Todesangst auf.

„Nicht schwimmen. Nicht schwimmen. Tot stellen!“, riefen ihm die Bootsinsassen zu und paddelten bereits zurück, um ihren Mann aus dem Wasser ziehen zu können. Aber in seiner Panik strampelte er immer hektischer mit den Beinen und schlug mit den Händen nach dem auf ihn zu schwimmenden Tier. Das Boot hatte es gerade noch geschafft, sich wieder neben den Schwimmer zu schieben. Einer der Chachapoya schlug mit dem Paddel auf den Schuppenkörper des Tieres. Dann packte der zweite Templer seinen Freund und versuchte ihn ins Boot zu ziehen.

„Hör endlich auf, mit den Beinen zu strampeln. Du musst dich tot stellen!“, brüllte er und hielt den Schwimmer an seiner Weste fest. Die Eingeborenen paddelten inzwischen wieder wie von Sinnen, um sich mit dem Boot von dem Tier zu entfernen. Aber der Qaraiwa ließ sich nicht abschütteln.

Noch immer hing der Templer bis zur Hüfte im Wasser, obwohl der zweite Mann kräftig zog und dabei Gefahr lief, auf der anderen Seite aus dem Boot zu kippen. Dann ging alles ganz schnell.

Direkt neben dem Boot war unter der Wasseroberfläche der Schuppenkörper der Echse zu sehen. Sie näherte sich den noch im Wasser hängenden Beinen des Templers. Der wollte gerade die Beine ins Boot ziehen, als ein riesiges, aufgerissenes Maul aus dem Wasser schoss und beide Beine bis zu den Oberschenkeln packte. Die mächtigen Kiefer schlossen sich um die Beute, dann versanken sie wieder im Fluss. Gegen die riesige Panzerechse war Gegenwehr ausgeschlossen. Der Templer wurde aus dem rettenden Boot gezogen und verschwand unter Wasser, während sein letzter Schrei noch über dem Fluss verklang. Die Echse würde ihre Beute unter Wasser festhalten, bis sie ertrunken war. Dann würde sie den Körper entweder fressen oder den Leichnam unter Wasser zwischen den Mangrovenwurzeln deponieren, bis er verrottet und so leichter zu zerreißen war. Für den Templer gab es keine Rettung mehr. Die Chachapoya wussten das und paddelten weiter, ohne sich um das Opfer des Qaraiwa zu kümmern.

Obwohl Pablo anderer Meinung war, wurden seine Einwände zwar von

Domenico übersetzt, aber nicht beachtet. Nach kurzer Zeit gab der Tempelritter auf. Er bat den Kaplan, noch ein kurzes Gebet zu sprechen. Dann wandte auch er sich wieder dem Fluss zu. Der Sergeant war das erste Opfer, das der Urwald von ihnen gefordert hatte.

Einen halben Tag später, sie waren gerade wieder von einer, dieses Mal erfolglosen Jagd zu den Booten zurückgekehrt, tauchte ein Schwarm rosaroter Delfine in der Nähe der Boote auf. Aufgeregt zeigte Ragnar seinem Ruderer die Tiere. Unheimliche Klick- und Pfeifgeräusche waren zu vernehmen. Die Templer hatten derartiges noch nie erlebt. Der Fluss war voller Delfine, die schnell mit der Strömung schwammen. Ein einzelner Delfin schoss durchs flache Wasser. Er prallte an das schlammige Ufer und wäre fast aufs Trockene geraten.

„Phujpuri“, sagte der Eingeborene nur. Er kümmerte sich nicht um die Tiere, weil sie für ihn alltäglich waren, während die Europäer nur staunten, weil sie Delfine nicht aus Flüssen kannten, sondern nur aus dem Meer.

„Irgendetwas hat ihn in Panik versetzt“, rief Ragnar.

Ein zweiter Delfin kam aus dem Wasser, rammte das Ufer und landete klatschend im Morast. Er konnte sich aber nicht so schnell befreien wie sein Vorgänger. Er wälzte sich am Ufer und stieß ein markerschütterndes Quieken aus. Die Templer sahen genauer hin. Das Schwanzende des Fisches fehlte. Sein Bauch war aufgerissen und die Eingeweide hingen bereits heraus. Langsam rutschte das Tier über den nassen Schlamm wieder in den Fluss zurück.

Ein Stück weiter flussaufwärts zerriss das Quieken eines Schweins die Nacht. Vögel flogen auf, Affen wachten auf und brüllten verwirrt. Die Chachapoya sahen auf das Wasser, das richtig brodelte, so als koche es.

„Was ist das denn?“, fragte Pablo und als die Antwort kam, konnte er wenig damit anfangen.

„Es sind Piranhas.“

„Ja und was sind Piranhas?“

„Das sind Raubfische, die andere Tiere, aber auch Menschen innerhalb kürzester Zeit auffressen, wenn sie ins Wasser gefallen sind. Sie treten in großen Schwärmen auf. Also jetzt bloß nicht ins Wasser fallen oder auch nur die Hand ins Wasser hängen. Sie wäre in wenigen Augenblicken bis auf die Knochen abgefressen.“

Pablo zog es im Nacken ein wenig. Es gab auf diesem Fluss doch mehr Tiere, die eher ins christliche Fegefeuer oder in die Hölle gepasst hätten als ins Paradies. Sie paddelten ohne Unterlass weiter und kurze Zeit später war das Wasser wieder so ruhig, wie sie es gewohnt waren.

Als es darum ging, wieder einen Lagerplatz zu finden, wandte sich Pablo an den Templerkaplan.

„Ich würde gerne heute am Abend mit einem Chachapoya zum Angeln fahren. Das ist bestimmt eine ganz besondere Erfahrung“, ließ Pablo wissen, „und ich würde dich gerne mitnehmen, damit ich auch verstehe, was die Chachapoya sagen.“

Fra Domenico fragte einen der vorne im Boot sitzenden Eingeborenen und der hatte offenbar nichts dagegen.

„Wenn wir angelegt haben, um unser Nachtlager aufzuschlagen, wird er sofort fahren, um Fische zu fangen. Dann können wir mit“, teilte der Priester dem Ritter mit.

Am späten Nachmittag legten sie an einer der riesigen Sandbänke an, um dort ihr Lager aufzuschlagen. Pablo fragte über Fra Domenico den Eingeborenen, ob sie jetzt mit ihm zum Fischen gehen dürften und deutete dabei auf seine selbst gebastelte Angel.

Nur wenig später, nachdem sie das Boot entladen hatten, legten sie mit dem Einbaum ab. Ein Teil der Templer auf der Sandbank beobachtete das Ablegen und konnte sich ein Lästern nicht verkneifen. Zwei Templer zum Fischen im Einbaum, das konnte gar nicht gut gehen. Höchstens zwanzig Ellen geben sie ihnen, dann würde das Boot kentern. Aber es kenterte nicht.

Fra Domenico saß vorn, dahinter Pablo und der Chachapoya hockte hinten. Ihre Sitzhaltung sah aus, als verrichteten sie gerade ihre Notdurft. Weil sie so tief saßen, hatten sie ihre Köpfe fast zwischen den Knien. Aber es funktionierte. Lautlos glitten sie über das Wasser bis zu einem kleinen Seitenarm. Schon nach wenigen Paddelschlägen sahen sie links am Ufer den ersten Qaraiwa. Der Chachapoya steuerte direkt auf ihn zu.

„Wo ein Qaraiwa am Ufer lauert, sind große Fische nicht weit“, übersetzte Fra Domenico. Kurz bevor sie ihn erreichten, tauchte das Augenpaar unter. Ganz wohl war ihnen immer noch nicht. In der Dämmerung unter den dichten Laubkronen der Bäume konnten sie kaum etwas sehen. Das Wasser war spiegelglatt. Ihr Boot lag derart tief, dass bei der kleinsten Unachtsamkeit

Wasser hereinschwappte.

Langsam steuerten sie weiter ins flache Wasser. Hier wimmelte es nur so von Fischen. Die selbst gebaute Angel erwies sich aber als nutzlos. Der Chachapoya stieß mit einem kurzen Speer zu. Die Methode war sehr effektiv. Etliche Fische hatte der Eingeborene gefangen und achtlos hinter sich ins Boot geworfen. Stück für Stück suchten sie das Wasser ab, schoben sich durch umgestürzte Bäume und über Untiefen hinweg.

Plötzlich hörten sie aus dem Wald ein lautes Pfeifen. Es konnte nur ein ihnen unbekanntes Tier sein, das in Todesangst pfiiff. Der Chachapoya meinte, dass richtiges Fleisch auch nicht schlecht wäre, und ahmte auf seinen Fingern einen ähnlichen Pfiff nach. Doch das Tier ließ sich nicht anlocken. Also fischten sie weiter.

Weiter vorn sahen sie wieder Augenpaare von mehreren Kaimanen. Eine Horde Affen tobte aufgeschreckt über ihnen in den Bäumen. Ein Stachelrochen glitt lautlos durch das Wasser.

Als die Dunkelheit kam, paddelte der Eingeborene zurück. Mit schlafwandlerischer Sicherheit steuerte er den Einbaum zur Sandbank, wo die drei schon sehnsüchtig erwartet wurden. Sie luden die Fische aus und gesellten sich zu den anderen, die mehrere Lagerfeuer entzündet hatten. Die Fische wurden auf lange Stöcke geschoben und über dem Feuer gebraten. Schon nach kurzer Zeit sanken die Europäer hintenüber und schliefen fest ein.

Der kommende Morgen begann wie die nächsten Wochen und Monate mit dem gleichen Ritual. Durch das Kreischen und Pfeifen der Tiere des Urwaldes geweckt, begannen die Eingeborenen, die Boote zu beladen. Dabei halfen die Templer und schon nach kurzer Zeit ging es weiter den Flusslauf hinauf. Plötzlich fühlte Pablo eine Hand an seinem Oberarm.

„Schaut einmal“, hörte er Fra Domenico sagen. Der Ritter drehte sich um und folgte mit den Augen dem ausgestreckten Arm. Domenico deutete auf einen Baum direkt am Ufer des Flusses. Die Rinde war fast vollständig von Farnen und Moos überwuchert. Am äußersten Ende eines weit ausragenden Astes hingen Tillandsien in meterlangen Büscheln und Strängen herab und es sah aus, als sei dem Baum ein Bart gewachsen.

„Ja, ein toller Baum“, brummte Pablo, „aber kein Grund, mich besonders darauf aufmerksam zu machen.“

„Ich meine doch nicht die Pflanzen“, antwortete Domenico fast beleidigt,

„Schaut doch einmal genauer auf den ausladenden Ast. Oberhalb der Hängepflanzen vor dem Farn liegt eine ziemlich große, schwarzgefleckte Raubkatze.“

Pablo sah intensiv zu dem Baum hinüber. Tatsächlich war mit Mühe in dem Farbenspiel des Blätterwaldes die große Raubkatze mit dem gefleckten Fell zu erkennen. Sie lag flach auf dem Ast und starrte auf das Wasser, wo sich einige Ententiere tummelten.

„Was ist das für ein Tier und wie heißt es?“

Domenico fragte einen der Chachapoya und wies noch einmal zu dem Baum hinüber. Der Eingeborene stieß einen Ruf des Schreckens aus und zeigte für die anderen Boote aufgeregt zu dem Baum.

„Otorongo, Otorongo!“, rief er wie in Panik. Und alle ruderten zügig weiter, um schnell in die Mitte des Flusses zu gelangen.

„Scheint ein gefährliches Tier zu sein“, brummte Pablo zu Domenico hinüber.

„Ja, sonst wären sie nicht so in Panik geraten. Vielleicht haben wir ja noch einmal Gelegenheit, ein anderes Tier aus der Nähe zu sehen.“

„Na ja, wünschen sollten wir uns das wohl nicht.“

Am nächsten Morgen durchquerten Vögel aller Größen und Farben in Schwärmen den Himmel über der Sandbank oder sie saßen in Scharen bei den bunten Früchten, die sie ernährten. Winzige Kolibris standen im Schwirrfly vor leuchtenden Orchideenblüten und saugten den Nektar heraus. Kleine Finkenvögel, ähnlich wie Meisen, fütterten ihre zwitschernden Jungen und hoch über den Wipfeln schwebte majestätisch ein Geier. Die Wärme der Sonne legte sich wie eine wollene Decke über das Paradies und die Kühle des jetzt verdunstenden Wassers erzeugte ein sanftes Wehen, welches die Blätter bewegte.

Bevor sie abfuhren, stand der Kaplan mit einigen Chachapoyas am Rand einer kleinen, grünen Insel. Sie beugten sich hinunter, um etwas zu beobachten. Einige der Templer wurden neugierig und kamen näher. An einer Wurzel im Boden scharfte einer der Chachapoya mit einem Stab in der Erde. Fast augenblicklich kamen Ameisen aufgeregt an die Oberfläche. Zur Überraschung der Templer waren die Tiere fast daumendick. Einer der Templer wollte ein Tier anfassen, aber der Chachapoya schlug ihm mit seinem Stock auf die Finger, so dass er sie erschreckt zurückzog. Der Eingeborene erklärte etwas Domenico, der dann übersetzte.

„Ein Tag kann verdammt lang werden, wenn man von einer dieser Riesenameisen gebissen wird“, erklärte Fra Domenico den ungläubig schauenden Templern, „solch ein Biss verursacht den schmerzhaftesten Insektenbiss überhaupt und hält genau einen Tag lang an. Er heilt aber ab, ohne bleibende Schäden zu hinterlassen. Der Biss soll sich anfühlen, als ob man über glühende Kohlen läuft und dabei einen langen Dorn in der Ferse stecken hat. Ich glaube nicht, dass du die Erfahrung machen willst“, wandte er sich an den Mann, der noch immer die schmerzende Hand hielt.

Inzwischen waren die Boote wieder beladen und es begann, wie jeden Tag, die unermüdliche Fahrt gegen den Strom.

„Wir werden in Kürze zu den Katarakten kommen. Dort strömt das Wasser auf einer längeren Strecke über Felsen hinab. Da werden wir nicht paddeln können, sondern die Boote über Land ziehen müssen“, erzählte Fra Domenico.

„Woher weißt du das?“, brummte der Templer, „und wie lang ist die Strecke, die wir ziehen müssen?“

„Das haben mir die Chachapoya nicht gesagt.“

„Ja, dann frag sie doch“, herrschte Pablo den Priester lauter an, als er eigentlich gewollt hatte.

Erschreckt zuckte der Kaplan zurück und wäre fast aus dem schmalen Einbaum gefallen.

Es ergab sich eine längere Debatte zwischen Domenico und den beiden Chachapoya im Boot. Pablo wurde langsam ungeduldig. Er überlegte, wie es ihm möglich wäre, auch die Sprache der Eingeborenen zu erlernen. Es musste einen Weg geben. Es konnte nicht sein, dass nur der Priester das Sprachrohr der Templer war. Pablo wurde aus seinen Gedanken gerissen, als sich Domenico wieder meldete.

„Die kleinen Wasserfälle sind mehr als zehnmal so lang wie der Le Buscard. Mehr war nicht zu erfahren. Das Schiff Le Buscard ist der einzige Längenvergleich. Es ist also wenig hilfreich. Was aber viel schwerer wiegt, ist der Hinweis, dass in der Nähe der Wasserfälle ein Volksstamm lebt, der den Chachapoya nicht freundlich gesinnt ist, und die Eingeborenen sind froh, uns dieses Mal dabei zu haben. Es könnte zu Kämpfen kommen.“

„Wann soll das sein? Heute noch?“

„Nein, heute bestimmt nicht. Aber morgen oder übermorgen müssten wir schon damit rechnen.“

„Gut, dann kann ich alle Templer entsprechend vorbereiten. Die feindlichen Wilden werden uns kennenlernen.“

Die Miene von Pablo verfinsterte sich und er begann unbewusst, schon jetzt die Ufer abzusuchen. Natürlich ohne Erfolg. Bei der nächsten Rast kam Ragnar auf Pablo zu.

„Ihr seid seit einiger Zeit nervös. Ich konnte Euch vom anderen Boot aus gut beobachten. Ist irgendetwas, was Euch beunruhigt?“

„Ja, es ist irgendetwas. Ich werde heute Abend alle Templer zusammenrufen und dann werden wir darüber beraten. Wir müssen uns wahrscheinlich auf einen Kampf mit eingeborenen Wilden einrichten.“

„Na, das kann doch wohl kein Problem werden, oder?“

„Nein, ich mache mir über den Kampf keine Gedanken. Ich will nur nicht überraschend angegriffen werden. Ich will den Feind sehen und ihn nicht nur errahnen müssen. Wir werden morgen schon unsere Ledersachen anziehen, auch wenn wir darunter fürchterlich schwitzen. Das Leder schützt unser Leben.“

„Übertreibt Ihr da nicht?“, wollte Ragnar wissen. Pablo kniff die Augen zusammen. Kritik an seinen Entscheidungen war nicht das, was er dulden wollte.

„Nein, Ragnar, ich übertreibe nicht“, herrschte er den Normannen so laut an, dass andere Templer aufmerksam wurden. Dass die beiden in Streit gerieten, war die absolute Ausnahme. Das heißt, bisher hatten sie noch nie diese Erfahrung gemacht.

Pablo bemerkte, dass sein Ausbruch das Interesse der anderen Templer hervorgerufen hatte, und er riss sich zusammen. Er murmelte noch etwas in seinen Bart, dann konzentrierte er sich wieder auf die Uferböschung. Nach einer Weile wandte er sich wieder Domenico zu.

„Frag doch die Chachapoya noch mal nach dem Otorongo und was ihn so gefährlich macht.“

Kurze Zeit später kam die Antwort.

„Der Otorongo ist ein gefährliches Raubtier. Er ist sehr stark und muss ein kräftiges Gebiss haben, mit dem er sogar den Panzer von Schildkröten

zerbeißt. Es gibt auch schwarze Tiere. Die werden Yagueretehú genannt. Das Tier kann sehr weit springen und mit seinen Zähnen beißt es seinen Opfern in den Schädel. Deshalb wird in Kuelap in einem Turm ein Otorongo gehalten, der die Gottesurteile vollstreckt.“

„Ein Tier, das Gottesurteile vollstreckt? Und was ist denn Kuelpa und der Turm?“

„Nicht Kuelpa, sondern Kuelap.“

„Wie auch immer. Und was ist das?“

„Da lassen sie sich nicht aus der Reserve locken. Ich denke, ich werde es noch irgendwann erfahren. Wenn ich es weiß, berichte ich es sofort.“

„Das will ich auch meinen“, knurrte der Templer und wandte sich wieder den langsam an ihnen vorbeiziehenden Ufern zu. Nach kurzer Zeit legten die Eingeborenen ihre Einbäume an einer Sandbank an. Das abendliche Ritual des Lagerns begann von Neuem.

Pablo hatte Domenico gebeten, den Chachapoya zu erklären, dass die Templer darüber beraten wollen, wie gegen die zu erwartenden Feinde vorgegangen wird. Sie sollten sich keine Sorgen machen, wenn ihre Gäste sich zusammensetzten und sie ausschlossen.

Die Europäer scharten sich um ihren Führer. Pablo erzählte ihnen, was er von Domenico gehört hatte und warum er Wert darauf legte, dass alle ab morgen früh ihren Lederwams anziehen. Die Tempelritter sollten sogar ihr Kettenhemd überstreifen.

„Wir haben ja gesehen, dass sie mit ihren Blasrohren Giftpfeile verschießen. Da sind wir mit unseren Lederwesten und Kettenhemden einfach besser geschützt. Ich will hier im Wald keinen Mann verlieren. Wir wollen alle das Paradies erreichen.“

Der eine oder andere murrte zwar, aber es gab keinen lautstarken Protest. Pablo würde schon wissen, was für sie das Beste war.

Am nächsten Morgen sahen die Templer aus, als würden sie im Heiligen Land oder in Spanien gegen die Sarazenen marschieren. Bei den Rittern fehlten nur die weißen Mäntel mit dem Roten Kreuz. Ragnar konnte sich ein breites Grinsen nicht verkneifen, sehr zum Unmut von Pablo de Alvares. Schon gegen Mittag schwitzten die Templer in ihren Kampfsachen, dass sie nicht mehr klar denken konnten. Aber die Wasseroberfläche wurde unruhig und sie hörten das Rauschen der Wasserfälle. Pablo war froh, dass sie bald an den Punkt

kamen, wo sie gefordert wurden.

Knirschend schoben sich die Einbäume einer nach dem anderen auf das schmale, sandige Ufer. Die Chachapoya schickten sofort einige ihrer Späher in den Wald, in dem diese nach wenigen Augenblicken spurlos untertauchten, während die Europäer bei den Booten zurückblieben. Jeder lauschte in den Wald hinein, doch die Geräusche des Waldes, die ihnen jetzt schon vertraut waren, änderten sich nicht. Nach einiger Zeit kamen die Späher zurück. Offenbar hatten sie nichts festgestellt, was zur Sorge Anlass gegeben hätte.

Die Einbäume wurden entladen, eine Wache aus Chachapoya und aus Europäern bei den ausgeladenen Sachen eingeteilt. Alle anderen schoben mit vereinten Kräften die Einbäume in den Wald hinein. Sie kamen nur langsam voran. Vorne hackte ein Chachapoya mit seiner Steinaxt den Weg frei. Die Steinaxt war bei Chachapoya ein Werkzeug, das für alles diente. Es eignete sich zum Schneiden ebenso wie zum Hacken und zum Verteidigen. Die Eingeborenen verstanden, damit genauso gut umzugehen wie die Europäer mit ihren Schwertern und Messern. Sie hatten vor allem den Vorteil, nicht zu rosten. Genau das passierte mit den Waffen und den eisernen Gegenständen der Europäer. Auch die Schwerter blitzten nicht mehr in der Sonne. Sie hatten alle einen rostigen Überzug, der sie stumpf werden ließ. Anfangs hatten die Templer noch versucht, den Rost zu entfernen. Sie hatten mit Sand immer wieder geschliffen. Aber Stunden später hatte sich der Rost wieder auf den Klingen ausgebreitet.

Was jetzt im Wald zu einer wirklichen Plage wurde, das waren die Mücken. In dichten Schwärmen fielen sie über die Eindringlinge her. Auf dem Fluss waren sie sicher vor den Quälgeistern, im Wald wurde das Stechen fast unerträglich. Hinzu kam, dass eine Anzahl der Templer vom Durchfall betroffen war. Alle Augenblicke musste einer nach links oder rechts hinter einen Baum, um sich zu entleeren. Teilweise versperrte ein Buschgeflecht mit unangenehmen Stacheln den Weg, die Bäume wurden immer größer. In der Ferne war das Gebrüll von Affen zu hören. An einer grasgrünen Minilagune legten sie Rast ein. Hier wollten sie die Nacht verbringen, um die Boote am nächsten Morgen die restliche Strecke bis zum Ufer oberhalb der Stromschnelle zu schieben.

Es gab hier Wildschweine. Am Ufer hatten sie den gesamten Boden komplett umgegraben. Einer der Chachapoya machte auf dem lehmigen Boden ein Feuer. In einem Keramiktopf kochte er Wasser. Dann ging er zielgerichtet zu einem Baum am Rande der Lichtung und schnitt ein Stück von einer Liane ab, die er in dem Wasser kochte. Er gab den vom Durchfall Geschüttelten einen

Becher von dem Sud. Skeptisch probierten die Betroffenen. Der Eingeborene deutete an, dass nur wenig davon getrunken werden darf. Bei Arno de Montbrun kam die Warnung zu spät. Er nahm einen großen Schluck.

„Viel hilft viel“, hatte er noch gemurmelt, dann spuckte er in hohem Bogen das Getränk wieder aus.

„Das ist ja bitter wie Galle“, schimpfte er.

Die anderen waren gewarnt, sie nippten nur ganz vorsichtig. Dann warteten sie. Es dauerte nicht sehr lange und der Drang zum Entleeren war verschwunden. Fra Domenico machte große Augen. Diese medizinischen Kenntnisse wollte er erlernen. Jetzt wusste er, was Bernhard Nivelon fasziniert hatte, der auf dem Le Buscard dem Arzt Kasim zur Hand gegangen war. Bernhard hatte sich in der Neuen Welt von Anfang an um Pflanzen gekümmert, die Heilerfolg versprachen, und etliche davon gesammelt. Der Mann war doch nicht so einfältig, wie er das geglaubt hatte.

Jetzt ließ sich Domenico zeigen, welche Liane dafür gesorgt hatte, dass der Durchfall in kurzer Zeit verschwunden war. Der Eingeborene, der sich Yumpe nannte, erklärte, in seinem Dorf gebe es noch viel bessere Mittel, wie zum Beispiel die Zweige des Goiababaumes oder die Rinde des Cajú.

Domenico hatte gerade den Richtigen gefragt. Yumpe war stolz darauf, seine Kenntnisse an den Europäer weitergeben zu können. Die eigenen Leute hatten offenbar wenig Interesse daran. Für Domenico wurde es schon bald zu viel. Er schien überfordert. Manche Pflanzen unterschieden sich nur an den Zacken der Blätter oder an der mehr oder weniger groben Struktur der Rinde.

Aber eines war ihm wichtig, das war das Baumharz, welches der Chachapoya vom Baum kratzte, auf den Boden legte und mit einem glühenden Ästchen berührte. Das Harz glimmte sofort auf und brannte von alleine weiter. Yumpe packte das glimmende Harz auf eine dicke Schicht grüner Blätter, band sie zusammen und stellte dieses Körbchen in den Einbaum. Er grinste Domenico an.

„Jetzt habe ich immer Feuer.“

Da inzwischen ein Teil der Leute zurückgegangen war, um die restlichen Boote und Sachen zu holen, hatten Domenico und Yumpe Zeit, sich weitere Bäume und Pflanzen mit Heilwirkung anzusehen. Sie gingen zu einem nicht sehr weit entfernt stehenden Baum und Yumpe schlug mit seiner Steinaxt eine Kerbe in die Rinde. Sofort quoll ein weißer Saft aus dem Stamm und tropfte

auf den Boden. Der Eingeborene deutete auf einen Schnitt am Oberarm Domenicos, den er sich an einem Dorn zugezogen hatte. Dann nahm er etwas von dem weißen Saft, strich ihn behutsam über die Wunde und innerhalb kürzester Zeit trocknete die Flüssigkeit. Die Wunde war verschlossen. Domenico staunte. Ein Wundermittel bei Verletzungen.

„Das kann man auch trinken“, grinste Yumpe und streichelte seinen Bauch. Domenico probierte einen Finger voll. Die Flüssigkeit war angenehm süß, aber sehr schnell ausgelutscht. Die Reste schob er mit der Zunge immer wieder im Mund hin und her. Der Stoff klebte die Lippen zusammen, haftete sich an die Zähne an und es brauchte eine ganze Zeit, bis er ihn im Gaumen zu Röllchen gedreht und ausgespuckt hatte. Den Baum merkte sich Domenico ganz besonders. Er würde ihn immer wiederfinden, da war er sicher. „Komm einmal her, ich will dir etwas zeigen“, rief Yumpe und winkte Domenico zu sich.

Der Eingeborene hockte vor einem kleinen, auffälligen, gelbschwarzen Frosch. Es war ein gelbgebändeter Baumsteiger, der auch auf Bäume klettern konnte.

„Die Frösche dieser Art haben für uns zwei Funktionen. Sie haben auf ihrer Haut ein Gift, das wir als Pfeilgift zur Betäubung unserer Beute nutzen. An dem Frosch prüfen wir auch die Menge Gift, die wir brauchen. Schau her, mit dem Pfeil, den ich vorher über die Haut gestrichen habe, wird der Frosch angeritzt. Hüpfte er normal weiter, war die Menge zu gering. Macht er weniger als zwei Sprünge, war die Giftmenge zu stark.“

„Zu stark kann die Menge doch eigentlich nicht sein. Je mehr, desto besser“, meinte Domenico. Doch sein Lehrer schüttelte den Kopf.

„Nein, mit dem Gift der Giftpfeile soll die Beute nur betäubt werden. Keiner will doch vergiftetes Fleisch essen.“

„Wenn ihr euch gegen Wilde wehren müsst, setzt ihr dann auch das Gift ein?“

„Nein. Es gibt die Frösche ja auch nicht überall.“

Die Zeit mit Yumpe verging wie im Fluge und als die nächste Kolonne mit neuen Einbäumen kam, war Pablo dabei, der sich Domenico sofort zur Brust nahm.

„He, du Faulpelz. Glaube bloß nicht, du könntest uns die Arbeit machen lassen und du vergnügst dich hier mit einem der Chachapoya im Wald. Sieh zu, dass du zurück zum Flussufer kommst und mit den anderen die Sachen trägst oder die Einbäume schiebst.“

Domenico wusste, wie unangenehm Pablo de Alvares werden konnte, wenn

man ihm nicht gehorchte. Deshalb verabschiedete er sich schweren Herzens von Yumpe und ging zurück zum Flussufer, um den anderen zu helfen.

Sie schoben und trugen den ganzen Nachmittag. Aus dem, was die Chachapoya ihnen zu verstehen gaben, schlossen sie, dass sie etwa die Hälfte des Weges an den Katarakten vorbei geschafft hatten. Sie hatten ihr Tagwerk für heute vollbracht. Und sie waren richtig fertig. Keiner wollte noch einen Schritt machen, nur noch hinlegen und schlafen, in dem Schatten der Bäume angenehme Kühle und Erholung suchen. Pablo und Ragnar setzten sich auf einen umgestürzten Baum.

Plötzlich kreischten die Affen auf den Bäumen lauthals los und die Aras flogen in Schwärmen durch die Bäume, um sich einen anderen Platz zu suchen.

„Alarm, Alarm!“, brüllten einige der Templer, sprangen auf und griffen zu ihren Waffen. Jetzt machte es sich bezahlt, dass die Europäer ihre Lederwesten angezogen hatten, obwohl die Lederkleidung durch das Klima nicht mehr weich geblieben, sondern hart und brüchig geworden war. Sie hielten immer noch Dornen und sogar Pfeilen stand ebenso wie die schon teilweise vom Rost zerfressenen Kettenhemden der Ritter.

Pablo merkte, wie zwei kleine Pfeile, die aus Blasrohren verschossen worden waren, auf seinem Kettenhemd eingeschlagen und steckengeblieben waren. Sie hatten seine Haut nicht angekratzt.

Sofort sprang er auf und griff zu seinem Schwert ebenso wie Ragnar, der von den Pfeilen verschont geblieben war. Der Ritter blickte sich um. Aber es war kein Gegner zu erkennen. Auf dem schlammigen Grund vor der Lagune liefen einzig die Templer hektisch hin und her. Sie suchten, aber fanden den Gegner nicht. Er blieb für sie verschwunden. Die Chachapoya waren ebenfalls im Wald verschwunden und man hörte an den Geräuschen, die von aneinanderschlagenden Steinäxten herrührten, dass sie den Feind gestellt hatten. Einige der Eingeborenen warteten im Schutz der Einbäume, um auf die wichtigen Transportmittel aufzupassen. Langsam gelang es den Templern, ihre Überraschung abzulegen, und sie waren wieder zu koordiniertem Handeln fähig.

„Ritter und Sergeanten hinterher, alle anderen bleiben bei den Booten!“, brüllte Pablo und stürmte an der Spitze seiner Leute dort in den Wald, in dem er den Gegner vermutete. Sie kämpften sich einen kleinen Abhang hinauf, an Lianen und Schlingpflanzen vorbei. Pablo hieb mit seinem Schwert zunächst nur

gegen Sträucher, Büsche, Schlingpflanzen und Bäume. Jemand schrie gellend auf. Zu Pablos Linken rutschte einer seiner Ritter die morastige Böschung hinunter. Er schlug heftig um sich und versuchte, den Sturz zu bremsen. Er fluchte, als er sich an einem Busch festhalten wollte, die Wurzel sich jedoch aus der dünnen Erdschicht löste. Dann prallte er gegen eine Unebenheit, überschlug sich und sein Schwert flog in hohem Bogen durch die Luft und landete im Wasser. Zwei Mann eilten ihm zu Hilfe. Er klammerte sich an deren Händen fest, während er sich auf festen Untergrund zog. Er stieß eine Reihe von Verwünschungen aus, denn sein Schwert blieb verschwunden. Am Ufer richtete er seine Sachen, bekam von einem der Chachapoya eine Keule mit einer Obsidianklinge und stürmte hinter den anderen her.

Pablo sah als Erster die Wilden. Sie hatten eine dunklere Hautfarbe als die Chachapoya. Daran konnte er sie erkennen und sie waren spliternackt. Mit ihren Blasrohren versuchten sie, auf die heranstürmenden Europäer zu zielen. Die Pfeile verfehlten oft das Ziel und wenn sie trafen, erzielten sie keine Wirkung. Die fremdartigen, kleinen, nackten Kämpfer stürmten immer weiter vor und kamen ihnen nahe. Ragnar hatte als Erster der Templer seine Gegner erreicht. Mit kräftigen Schlägen drosch er auf die kleinen Leute ein. Allein durch seine Gestalt versetzte er die kleinen Menschen in Angst und Schrecken. Einem der Wilden, der gerade wieder sein Blasrohr auf ihn richtete, trennte er mit aller seiner Körperkraft den Schädel vom Körper, einem Zweiten, der starr vor Schreck hinter dem Ersten verharrte, fehlte nach seinem Schlag der rechte Arm. Entsetzt sah dieser auf den Blutschwall, der sich aus seiner Schulter ergoss, bevor ihm die Sinne schwanden und er auf den Boden schlug.

Zwei der Wilden sprangen von einem Baum und stürzten sich auf den normannischen Berserker. Sie hatten ihre Steinäxte in der Hand. Der Erste von den beiden wurde von dem Schwert Ragnars aufgespießt, bevor er den Boden erreicht hatte. Der Steinaxt des Zweiten konnte der Hüne gerade noch ausweichen, sie streifte an seiner linken Körperseite vorbei und verfehlte den Arm nur um Daumenbreite. Ragnar hatte sein Schwert aus der Brust des ersten Kämpfers wieder herausgezogen. Der Schwung seines Schlages hatte den anderen Wilden halb an dem blonden Normannen vorbeigedrückt. Mit einem Urschrei trennte er dem kleinen Mann vom Nacken bis zum Gesäß den Rücken auf, so dass der Knochen des Rückgrats zu erkennen war. Ohne sich weiter um den Mann zu kümmern, stürmte der Riese nach vorn und half mehreren Chachapoya, die mit einer Gruppe der Wilden in einem heftigen

Gefecht lagen.

Auch Pablo stürmte vorwärts und trennte sich von seinem Vasallen. Vor sich sah er einen riesigen Baum von ungeheurem Umfang, dessen große Äste etliche Meter weit von seinem Stamm weg reichten. Er stand gerade unter dem Baum, als er von vorne eine Schar der Wilden auf sich zu laufen sah. Er blickte sich um, aber es war keine Verstärkung mitgekommen. Ragnar war in eine andere Richtung gelaufen und die anderen Templer sahen sich ebenfalls in Kämpfe verwickelt.

Pablo kletterte auf den untersten Ast und erwischte von oben einen der Wilden, dem er mit dem Schwert den Schädel spaltete. Beim Zurückziehen der Hand zog ihm ein langer Dorn einen langen Ratschen über den Handrücken. Der plötzliche Schmerz öffnete unbewusst seine Hand und er musste sein Schwert fallen lassen. Kaum sahen das die Wilden, da kletterten zwei der kleinen Männer ebenfalls auf den Baum. Den Schlägen ihrer Steinäxte wich der erfahrene Kämpfer durch Körperdrehungen aus. Es gelang ihm, auch wenn ihm das auf dem Ast schwerfiel. Als noch zwei weitere Wilde begannen, auf den Ast zu klettern, sah Pablo sein Heil nur in der Flucht. Er drehte sich um und lief auf dem dicken Ast nach außen. Bald konnte er nicht mehr weiter. Er musste herunter, denn direkt am Stamm standen jetzt bereits vier grimmig aussehende Wilde. Sie warteten nur darauf, dass er zurückkam. Genau das wollte Pablo nicht. Er sah hinunter. Es war ein heimtückisches, dorniges und wehrhaftes Gestrüpp, welches unter dem Ast den Boden bedeckte. Ein unentwirrbarer Filz aus dornigen Ranken und Stachelästen, der mehrere Manneslängen dick war. Ein Ende des Gestrüpps war nicht zu erkennen. Der Ritter ließ sich hinunter, pendelte nach links und rechts und sofort bluteten seine Beine aus mehreren Hautstellen, die nicht vom Leder geschützt waren. Er zog sich wieder auf den Ast. Beine, Hände und Arme waren zerschunden, bevor er den festen Halt erreichte. Der Ritter fluchte. Es hörte ja keiner, glaubte er und er wiederholte die Verwünschungen noch einige Male. Eigentlich war er nicht in den Kampf gegen die Wilden gegangen, um zerschunden und aus vielen Wunden blutend zurück zum Lagerplatz zu kommen.

Plötzlich kam ohne Vorwarnung eine Liane geflogen, die sich zu seinen Füßen über den Ast legte. Erstaunt sah er zu dem Baum hinüber, von dem die Liane gekommen war. Dort standen ein Chachapoya und dahinter Ragnar.

„Macht die Liane fest und hangelt Euch zu uns herüber. Schnell, bevor die Wilden reagieren können.“

Pablo knotete die Pflanze fest um den Ast und blickte dabei immer wieder zu den Wilden am Baumstamm hinüber. Sie hatten natürlich bemerkt, dass der so merkwürdig aussehende Kämpfer Hilfe bekommen hatte. Vorsichtig kamen sie auf dem breiten Ast näher. Pablo beeilte sich. Mit ganzer Kraft hangelte er sich an der Pflanze langsam vorwärts. Seine Beine streifen immer wieder über das Dornengestrüpp. Als er mit letzter Kraft den anderen Baum fast erreicht hatte, beugte sich Ragnar vor und griff fest zu.

In diesem Moment gab die Liane nach. Die beiden Wilden hatten sie mit ein oder zwei Schlägen ihrer Steinäxte zertrennt. Sie klatschte zwischen die Dornen. Ragnar zog den Ritter aber zu sich heran.

„Ihr seid den falschen Baum hinaufgeklettert“, keuchte Ragnar.

„Das habe ich auch bemerkt, nur da war es zu spät. Unter meinem Baum gab es nur Dornen und dornige Gewächse. Jetzt bin ich aber erst einmal in Sicherheit.“

„Im Moment ja, wir wissen aber nicht, ob die Wilden uns weiter angreifen. Ich hoffe, dass wenigstens unsere Boote gerettet wurden.“

„Und unser Gold“, ergänzte der Ritter.

„Und unser Gold“, echote der Normanne, „obwohl ich nicht weiß, was wir damit hier noch sollen. Das Gold kann man nicht essen und wir können dafür auch nichts kaufen. Das Metall interessiert hier keinen Menschen.“

„Rede keinen Quatsch, Ragnar, mit Gold kann man auf der ganzen Welt etwas anfangen. Wir werden es noch brauchen, wenn wir den Wald wieder verlassen haben.“

Die Angriffe der Wilden hatten nachgelassen. Irgendwo in dem Dunkel des Waldes hörte man noch Kampfgeräusche, die nahmen aber ab. Schließlich war es still. Sogar die Tiere hatten ihr Rufen, das Zwitschern und Gebrüll eingestellt.

Die Chachapoya und ihre europäischen Verbündeten zogen sich wieder zu ihrem Lagerplatz zurück. Der Zählappell hatte Klarheit gebracht, dass keiner getötet worden war. Weder bei den Chachapoya, denen die Auseinandersetzungen mit den Wilden hier an den Katarakten offenbar bekannt waren, aber auch bei den Templern hatte keiner sein Leben lassen müssen.

Die Wunden der Chachapoya wurden von Yumpe versorgt. Die Templer hatten fast alle blutende Verletzungen, die von Domenico mit der weißen

Flüssigkeit, die das Blut stillte, bestrichen wurden.

„Dann war dein Aufenthalt hier bei den Booten doch nicht so nutzlos, wie ich geglaubt hatte“, erklärte Pablo und für Domenico war das so gut wie eine Entschuldigung.

„Ja, ich habe einiges gelernt und will das auch noch weiter fortsetzen. Der Wald bietet viele Möglichkeiten.“

„Dann bist du ab jetzt nicht nur unser Priester, sondern bist auch unser Arzt. Damit hast du ohnehin mehr zu tun, als wenn du Gottesdienste abhältst, zu dem nur noch zwei oder drei Leute hingehen.“

„Ja, es ist traurig, aber wahr“, brummte der Kaplan.

Nachdem Pablo die Wachen für die Nacht eingeteilt hatte, zogen sich die Templer die Decken über den Kopf und versuchten zu schlafen.

Am nächsten Morgen war der Wald wieder so, wie sie ihn seit Wochen kannten. Das Gebrüll der Affen, das Gekreis der Aras und die Laute anderer Tiere erfüllten die Luft. Die Chachapoya sammelten zum Frühstück dicke, weißliche Raupen, die sie zerkauten und hinunterschluckten. Bei Pablo drehte sich der Magen um, als er das sah. Einige unerschrockene Templer versuchten das auch und waren begeistert.

„Es schmeckt fettig, trotzdem ist es ganz zart und mit Kokosmilch zu vergleichen.“

„Na prima, dann weiterhin guten Appetit“, brummte der Ritter und wandte sich ab.

Sie schoben die Boote und ihr Gepäck weiter durch den Wald und erreichten gegen Mittag den Strom oberhalb der Katarakte. Das Wasser floss wieder träge dahin.

Während die Templer die Boote beluden, suchten einige Chachapoya zwischen den Steinen am Ufer nach Skorpionen. Wenn sie welche fanden, rissen sie ihnen den Giftstachel und ihre Scheren ab. Dann bissen sie in die Hülle, die wie eine Eischale aufknackte, und schlürften das Innere heraus. Die restliche Schale warfen sie auf den Boden, wo sich sofort Ameisen darum kümmerten. Pablo sah sich die großen Tiere, die fast mit dem Dorn seiner Gürtelschnalle konkurrierten, genauer an.

„Um die Ameisen solltet ihr besser einen Bogen machen“, warnte Domenico. Pablo sah ihn irritiert an.

„Ihr meint, ich sollte die Ameisen einfach Ameisen sein lassen?“

„Ja, die Tiere sind äußerst aggressiv und ein Biss dieser Tiere schmerzt sehr heftig, und zwar einen Tag lang. Also Vorsicht ist geboten.“

Pablo knurrte etwas Unverständliches in seinen Bart, trollte sich aber dann, um zu den Booten zu gehen. Sie stiegen ein und paddelten weiter.

Tagelang ging es so auf dem Strom weiter, der sich in unendlichen Mäandern durch das flache Land mit dem undurchdringlichen Wald quälte.

Nach etwas mehr als vierzehn Tagen wurde ihr Führer Quistan unruhig. Er blickte immer wieder zum Himmel und trieb seine Leute zum eifrigen Weiterpaddeln an. Die Pausen wurden weniger. Endlich hatte er die Gegend erreicht, zu der er wollte. Das flache Sumpfland hatte sich verändert. Die Landschaft war hügeliger geworden. Quistan ordnete an, an einer Bucht zu landen. Dann wurden die Boote mühsam einen kleinen Hügel hinaufgezogen. Auf dem Hügel wuchsen weder Bäume noch Gestrüpp. Am Rande der Lichtung gab es aber ein Bambuswäldchen. Daneben wuchsen großblättrige Grünpflanzen. Die Chachapoya schlugen mit ihren Steinäxten die Bambusstämme ab und bauten Hütten, die sie mit den großen Blättern bedeckten.

Die Templer taten es ihnen nach und so standen bald etliche dieser Hütten auf der Hügelkuppe. Die Einbäume waren auf Weisung von Quistan umgedreht worden. Pablo wurde neugierig.

„Sind wir hier schon in der Heimat unserer Freunde?“, fragte er Domenico. Doch der Kaplan schüttelte mit dem Kopf.

„Nein, wir waren zu langsam. Es droht die Regenzeit, hat mir Quistan gesagt. Da steigt der Wasserspiegel des Stromes so hoch, wie jetzt die Boote liegen. Dann kann man nicht mehr Boot fahren. Die Zeit müssen wir hier abwarten. Ich biete an, allen Templern die Sprache zu lehren, so wie ich sie kennengelernt habe. Wir werden unendlich Zeit haben und können trotz der Untätigkeit etwas tun, was uns später weiterhilft.“

Pablo stimmte zu und ordnete den Sprachunterricht für alle Templer an. Einige mussten zwar mit Nachdruck zum Unterricht getrieben werden, die meisten aber waren hocheifrig und bemühten sich, so gut sie konnten.

Tagelang rauschte der Regen vom Himmel und der Strom stieg und stieg. Immer näher kam das Wasser, und zwar so schnell, wie Pablo das nie

geglaubt hätte. In den Wäldern konnte kaum noch gejagt werden, weil man nach wenigen Metern bis zum Bauch im Schlamm stand. Sie ernährten sich von Nüssen und Kräutern, die von den Chachapoya in Mengen gesammelt worden waren, und natürlich auch von den Raupen. Selbst Pablo hatte seinen Ekel überwunden und aß die fettigen Tierchen. Das Beste war, dass sie in dieser ungemütlichen Zeit nicht befürchten mussten, von Wilden überfallen zu werden, und auch die Mückenplage hielt sich noch in Grenzen. Allerdings gab es unzählige Krabbeltiere anderer Arten.

Schon nach einigen Tagen waren die Beine der Templer geschwollen und von Insekten angefressen. Tausende Sandfliegen, Bienen und Wespen hatten für das Ungemach gesorgt.

Die Nächte waren unruhig. Viele Tiere und Pflanzen kannten sie schon, wussten, wer in der Nacht welche Geräusche von sich gab, was harmlos und was gefährlich werden konnte. Nur ein einziges Mal wurde ihnen etwas mulmig, weil sie die Gewalt der Urwaldflüsse noch nicht kennengelernt hatten.

Am Abend eines ruhigen Tages ohne viel Regen gab es leckeren Fisch, den sie vom Ufer aus gefangen hatten. Fünf verschiedene Arten, alle über eine Elle lang, hatten die Chachapoya in kurzer Zeit erjagt. Sogar einen großen Manta hatten sie aus dem trüben Wasser gezogen. Sein Stachel am Körperende sah furchterregend aus.

Genau um Mitternacht setzte wieder einmal ein derart starker Regen ein, dass sich die Templer nur brüllend verständigen konnten. Mit ungeheurer Gewalt drosch das Wasser auf die Hütten herunter. Der Regen wollte und wollte nicht aufhören. Pablo wagte einen Blick aus der Hütte auf den Fluss. Drei Manneslängen unter den Hütten erkannte er im ersten Tageslicht das braune Wasser des Stromes. Wenig später war plötzlich ein Chaos. Draußen entstand ein wahnsinniger Lärm. Die Luft vibrierte. Von einem Moment auf den anderen wälzte sich eine Brühe aus Schlamm, Geröll und Bäumen nur wenige Meter an ihren Hütten vorbei. Innerhalb von Minuten war der Fluss mehrere Meter gestiegen und sehr nahe an die Hütten und die Boote herangekommen.

In panischer Angst warfen die Templer ihre Sachen in die Boote, zogen sie noch höher und flüchteten in das Bambuswäldchen hinein. Aber dort glaubten sie, nur für wenige Augenblicke sicher zu sein. Das Wasser stieg und stieg. Sie flohen Hals über Kopf weiter in den Dschungel. Auf die Chachapoya, die solche Unwetter kannten, achteten sie nicht. Die unüberlegte Flucht half ihnen nicht. Sie kannten die Umgebung nicht und im Nu standen sie hüfttief in der

braunen Urwaldbrühe. Die Strömung zerrte an ihren Beinen. Mit Mühe und mit letzter Kraft fanden sie einen etwas erhöht liegenden Platz. Sie sammelten sich. Pablo ordnete mehr in Panik als mit ruhiger Überlegung an, sich einen Weg weiter in den Urwald hinein zu suchen, aber nach nur wenigen Schritten war auch hier Schluss. Sie waren vom Wasser eingeschlossen.

Zusammengekauert saßen die einst so stolzen Ritter auf der Suche nach dem Paradies im Regen und warteten auf ihrer kleinen Insel im Fluss. Die Chachapoya waren nicht mehr zu sehen. Die Zeit schien stillzustehen. Der Fluss um sie herum riss alles mit sich fort. Hier war Urwald. Das ersehnte Paradies hatten sie noch immer nicht gefunden. Im Wald gab es für kurze Zeit immer von allem etwas zu viel, egal ob es Regen, Sonne, Insekten oder irgendetwas anderes war. Nie gab es Tage, an denen man von allem nur etwas bekommen konnte. Das Paradies hatten sie sich anders vorgestellt.

Endlich, nach unendlich langer Zeit, wie sie glaubten, begann das Wasser langsam zu sinken, obwohl es noch immer wie aus Kübeln regnete. Sie waren verdreckt vom Schlamm und durchgeweicht bis auf die Haut. Notdürftig richteten sie sich für die Nacht ein. Mit großen Blättern fingen sie Regenwasser auf, um es zu trinken. Lange dauert es, bis es einem von ihnen gelang, ein wärmendes Feuer zu entzünden. Das laute und lange Krachen, was von umstürzenden Urwaldriesen verursacht wurde, fuhr ihnen bis ins Mark. In der Ferne war das Fauchen eines Otorongo zu hören.

Am nächsten Morgen war der Fluss wie durch ein Wunder wieder in sein Flussbett zurückgekehrt. Überall wanden sich Schlangen über den Boden. Sie glaubten zwar schon lange nicht mehr, dass die Schlangen, wenn sie menschliche Schritte vernehmen, sich ins Unterholz verkriechen. Aber diesmal hatten sich die Schlangen in ihrer Nähe offenbar richtig wohlfühlt. Allerdings hatten sie keinen gebissen. Die Templer schafften es, einige Früchte, die sie bereits kannten, von den Bäumen zu ernten. So hatten sie wenigstens etwas, um den Hunger zu stillen.

Irgendwann versuchten sie, den Rückweg zu finden. Pablo gab das Zeichen zum Aufbruch. Sie hatten das Gefühl, bereits viele Stunden durch den gleichen Wald zu laufen. Pablo trieb seine Leute an. Sie gingen nicht, sie stolperten so, als hätten sie die ganze Nacht Alkohol getrunken. Der Durst war groß. Und wenn sie in Höhlungen der Bäume eine Lache aus Regenwasser gefunden hatten, tranken sie so gierig, bis Pablo befahl, dass jeder nur noch zwei Schlucke trinken durfte. Ragnar, der genauso litt wie alle anderen, überwachte den Befehl.

Nach kurzer Zeit kamen sie wieder einmal an einen kleinen Sumpf. Die Luft war schwül und über der Brühe schwirrten unzählige Fliegen und große Mücken, die wie dunkle Wolken über dem Wasser schwebten. Ein übler, fauliger Geruch verbreitete sich. Pablo war der Meinung, dass sie durch den Sumpf hindurch müssten. Er begann, das tückische Feld zu durchwaten. Hinter im quälte sich der Normanne durch die warme Suppe, in der so allerlei herumschwamm, was keiner wirklich sehen wollte. Ab und zu schlug Ragnar mit einem Knüppel nach irgendeinem Getier, das ihm zu nahe gekommen war.

Nach einiger Zeit wurde der Sumpf wieder seichter. In diesem Moment stolperte einer der Sergeanten, fand für einen Augenblick wieder Halt, um plötzlich sehr schnell einzusinken. Es war Ernesto, dem auf der Überfahrt ein Bein gebrochen war, als er aus der Rahe stürzte. Kasim hatte ihm seinerzeit das Bein geschient und inzwischen war es mit Sicherheit verheilt. Trotzdem schmerzte es bei dieser Hitze sehr. Der Templer trat heftig um sich, doch er fand keinen festen Boden, um einen sicheren Stand zu haben. Er versank immer tiefer. Zuerst nur bis zur Hüfte, dann bis zur Brust. Die anderen Templer kamen nicht an ihn heran. Als Ragnar es versuchte, sank auch er tief ein und musste von Pablo und Jakob mit vereinten Kräften wieder hochgezogen werden. Ernesto begann in seiner Todesangst, laut zu schreien.

„Madre mio, zu Hilfe, so helft mir doch!“

Immer heftiger schlug er um sich. Mühsam tastete sich sein Hintermann an ihn heran. Er konnte den Arm greifen. Aber festhalten konnte er ihn nicht. Der Matsch hatte ihn schlüpfrig gemacht. Außerdem merkte der Helfer, wie auch er den festen Halt unter den Beinen verlor. Der Boden war weich wie Brei, aber zäh. Das Schreien Ernestos ging in ein Wimmern über. Er war bereits bis zum Hals im Morast versunken. Keiner konnte ihm mehr helfen. Das Wimmern des Templersergeanten verstummte, weil inzwischen sein Mund voller Wasser, Schlamm und Pflanzen war. Myriaden von Mücken schwirrten um ihn und die anderen Templer herum. Mit Entsetzen sahen sie zu, wie das schlammige Wasser über dem Kopf von Ernesto zusammenschlug. Ein paar wenige Blasen blubberten noch an die Oberfläche, dann legten sich die Wasserpflanzen wie ein dichtes Leichentuch über den Templer. Alle starrten auf die Stelle, wo Ernesto gerade versunken war, als könnte er wieder auftauchen.

„Auf, was glotzt ihr wie Vieh? Vamos, wir müssen weiter!“, brüllte Pablo, drehte sich um und stapfte voran.

Die anderen folgten ihm und drückten sich etwas verhalten an der Stelle vorbei, an der Ernesto versunken war. Dem einen oder anderen zitterten die Knie.

Sie marschierten noch eine ganze Weile weiter hinter Pablo her, bis sie festen Boden erreichten. Am Nachmittag kamen sie auf dem Weg zu ihrem Hügel an einer großen Lagune vorbei. Es war dieses Mal kein Sumpf, sondern offenes Wasser. Der Weg führte durch hüfthohes Gras. In der Lagune entdeckten sie einige von den drachenähnlichen Tieren, die von den Chachapoya Qaraiwa genannt wurden. Eines der Tiere riss vor Pablo sein großes Maul auf. Er blickte voll Entsetzen in den riesigen Rachen mit den großen Zähnen. Das Tier schnappte nach dem Templer. Etwas Großes zischte am Kopf von Pablo vorbei und traf auf dem riesigen Rachen genau die Löcher der Nüstern. Mit einem unwilligen Fauchen verschwand das Tier im aufschäumenden Wasser. Pablo blickte sich um. Ragnar stand direkt hinter ihm. Er hatte mit einem dicken Ast auf das Tier eingeschlagen. Sich zu bedanken, kam Pablo nicht in den Sinn.

Der Tempelritter trieb seine Männer zum Weitermarsch. Sie kamen wieder in dichten Wald. Der Boden war weich, sie liefen wie auf Moos, aber von Blättern und allerlei Unrat bedeckt. An einigen Stellen stank der Dreck höllisch. Hinzu kamen allerlei seltsame Laute aus dem Wald. Etliche Geräusche waren ihnen natürlich vertraut und doch erschreckte sie der einsetzende Lärm immer wieder aufs Neue. Dieses Mal waren es riesige Frösche, die ohne Unterlass lärmten und dabei einen Laut abgaben wie der Hammer eines Schmiedes, der auf hohles Blech schlug.

Mit einem Mal verstummte jedes Geräusch, das sie schon seit einigen Nächten nicht richtig schlafen ließ und an dessen Klang sie sich bis heute nicht gewöhnt hatten. Wieder einen Moment später verstummte auch das Schreien, Rascheln und Knistern von allen möglichen Kreaturen, die keiner sah. Mit einem Mal war alles still. Nur der leise Wind ließ einige Blätter rascheln. Die Männer sahen sich erschreckt an. Es war unheimlich. Pablo setzte an, um etwas zu sagen, als der Lärm unvermindert neu einsetzte. Als ob nichts geschehen wäre, turnten die Affen wieder durchs Geäst und schauten aus sicherer Höhe neugierig auf die Menschen. Die überall herumflatternden Aras schrien wieder durchdringend und auch das Rascheln und Knistern der unzähligen Insekten war wieder zu hören. Pablo gab das Zeichen und der Marsch ging weiter.

„Wir sind nicht mehr allein. Irgendjemand folgt uns“, flüsterte Ragnar. Pablo

blickte sich um. Ragnar schwitzte mehr als sonst und er hielt seinen Knüppel, mit dem er vor Kurzem den Drachen besiegt hatte, so in der Hand, als fürchte er einen Angriff. Die Affen lachten. Sie saßen auf den Bäumen und folgten, von Ast zu Ast springend, der Kolonne von Menschen, die sich durch den Wald quälte. Es war ihr Wald und sie lachten offenbar auch, weil für den Weg, den sie in wenigen Augenblicken durch das Geäst zurücklegten, die Menschen sehr viel länger brauchten. Die Menschen unten am Boden gehörten nicht hierher in den Wald. Das war ihr Wald. Und das zeigten sie auch. Ab und zu bewarfen sie die Männer mit Gegenständen, mit Ästen, mit Früchten oder auch mit dornigen Knorren. Wehren konnten sich die Templer nicht. Die Tiere waren viel zu geschickt. Plötzlich waren sie wieder weg. Die Baumkronen über ihnen waren leer. Kein Affe war zu sehen. Mühsam kletterten die Templer über einige frisch umgestürzte Baumriesen. Sie hatten die Giganten des Waldes in der Sturmnacht fallen hören.

„Wir sind im Kreis gelaufen“, brummte Pablo und Ragnar nickte.

„Das ist mir schon lange nicht mehr passiert, aber es stimmt. Dort vorne ist der Platz, wo wir uns in Sicherheit gebracht hatten.“

Pablo knurrte nur unwillig. Er hatte seine Leute im Kreis geführt. Das ging ihm an die Ehre. Langsam trat der Templer durch einen Binsenstreifen hindurch aus dem Wald auf die kleine Lichtung hinaus. Genau in dem Moment tippte etwas auf die Schulter von Pablo. Der blickte sich erstaunt um. Von Ragnar hinterrücks angefasst zu werden, war ihm neu. Aber es war nicht Ragnar, es war Quistan. Er hatte in dem dichten Schilf am Rande der Lichtung gelauert, weil er die Geräusche der Männer gehört hatte. In diesem Moment kam Ragnar angekeucht, weil er glaubte, der Chachapoya habe seinen Herrn und Meister niederschlagen wollen. Im letzten Moment konnte Pablo den Normannen abhalten, sich auf Quistan zu stürzen. „Wo kommst du denn so plötzlich her?“, fragte völlig überrascht der Templerführer.

„Wir haben euch vermisst. Ihr seid nachts alle aus dem Lager fortgelaufen. So schnell, dass wir euch nicht mehr aufhalten konnten. Ihr hattet Angst vor dem Wasser. Aber es würde uns nicht erreichen. Das wussten wir. Deshalb blieben wir ganz ruhig. Als der Wasserspiegel sank, haben wir euch gesucht.“

„Und gefunden. Wie konntet ihr uns hier im Wald finden?“

Der Chachapoya lachte.

„Wir sind hier zu Hause. Wir kennen den Wald, seine Geräusche, seine Tücken und die Wege, die man laufen kann. Außerdem merkten wir, dass ihr

im Kreis gelaufen seid. So hatten wir keine Mühe, euch zu finden. Jetzt kommt mit zum Lager. Es ist nicht mehr weit.“

Die Templer waren froh, so aus ihrer misslichen Lage befreit worden zu sein, und folgten den Chachapoyas im Gänsemarsch. Ihre inzwischen völlig verrosteten Kettenhemden hatten sie bereits im Fluss versenkt. Ebenso hatten sie die durch Rost unbrauchbaren Schwerter, Dolche und Messer gleich hinterher geworfen. Auch die Ledersachen waren den Weg alles Irdischen gegangen. Sie hatten sich die Kleidung der Chachapoya zugelegt. Einfach, leicht, schnell zu beschaffen und vor allem bequem. Die Templer hatten sich verändert. In dem Lager auf dem Hügel blieben sie noch ein paar Tage, dann ging die Fahrt weiter. Sie hatten den großen Strom bereits verlassen und paddelten auf einem immer noch beachtlichen Fluss weiter, aber in südliche Richtung. Am Stand der Sonne konnten sie das nicht erkennen. Der Planet stand immer hoch über ihnen. Sie vermuteten es, weil die Sonne von Ost nach West zog, und links von der Sonne war Süden, rechts Norden. Quistan hatte ihnen erklärt, dass es nur noch ein paar Tage wären, bis sie in seinem Dorf ankommen würden. Sie waren es inzwischen wirklich leid, tagein tagaus immer nur in schmalen Booten über mäandernde Ströme durch undurchdringlich scheinende Wälder zu paddeln. Sich auf festem Land zu bewegen, würde gut tun.

Nach drei Tagen waren sie an ihrem Ziel angekommen. Monatelang waren sie in schmalen Einbäumen auf dem großen Fluss, den ihre eingeborenen Begleiter Amazonassuyu genannt hatten, durch die bedrohlichen, undurchdringlichen Wälder, durch Sturzbäche von Regen bei fürchterlichen Gewittern und bei der schwülheißen Luft trotz der Fahrt gegen den Strom aufwärtsgefahren. Jetzt waren sie in einem Dorf am Ufer des Flusses Huallaga, der von dem großen Strom Amazonassuyu nach Süden abzweigte, angekommen. Die Boote hatten sich eines nach dem anderen mit einem leisen Knirschen in den feinen Ufersand geschoben. Gemeinsam, so wie sie es jeden Tag gemacht hatten, wurden die Boote entladen und ganz auf das Ufer gezogen. Die Templer sahen sich um.

Ganz weit im Westen konnten die Ankömmlinge in der klaren Luft beeindruckende, majestätisch hohe Berge mit schneebedeckten Gipfeln erkennen. Davor, in den sanften Hügeln mit üppigen Wiesen und immergrünen Wäldern, lag das Dorf der Händler, denen sich die Templer angeschlossen hatten, um das Paradies kennenzulernen. Schon beim Eintritt in das Dorf waren links und rechts am Wegrand wunderschöne Orchideen zu sehen. Und

hinter dem Ort wechselten sich üppige Bergwälder mit kleinen Feldern, Gärten und Tiergehegen ab. Hier waren die Chachapoya zu Hause. Hier warteten die Frauen, Kinder und die Alten, um zu sehen, was ihre jungen Männer gegen die Keramik und andere handwerkliche Sachen eingetauscht und mitgebracht hatten. In Windeseile hatte sich in dem Dorf herumgesprochen, dass dieses Mal völlig andersartige Fremde mitgekommen waren. Ungewöhnlich war es für die Leute im Dorf nicht, dass Fremde kamen, um mit ihnen Geschäfte zu machen. Diese Fremden aber waren anders. Völlig anders. Sie waren groß, hellhäutig, trugen Bärte und bewegten sich auch anders als die Chachapoya.

Pablo de Alvares, der dunkelblonde Ritter mit kräftiger Gestalt und Führer der Templergruppe, sowie der hellblonde, hünenhafte Normanne Ragnar Sverreson, sein persönlicher Adlatus, gingen als Erste langsam durch die Gasse, die von einer ungezählten Zahl der Chachapoya gebildet worden war. Ihnen folgte direkt Fra Domenico, der Kaplan der Templer, der sich als Sprachgenie immer dicht hinter seinem Führer aufhielt. Junge Männer und Alte, Frauen und Kinder starrten neugierig ängstlich auf die beiden Männer, die als Erste langsam an ihnen vorbeisritten. Besonders der blonde Normanne, ein für sie riesig großer Mann mit hellen Haaren und blauen Augen, erschreckte sie offenbar. Als er an ihnen vorbeiging, traten alle ehrfurchtsvoll einen Schritt zurück. Nur die Kinder blieben stehen und streckten vorsichtig ihre kleinen Hände aus, um die helle Haut des Fremden zu berühren.

In angemessenem Abstand folgten die übrigen Templer. Zuerst kamen die Tempelritter, Harman de Peragors, Balduin de Beurage, Jacob de Lois, Guielma de Arnold, Arno de Montbrun, Bernhard de Asturia, dann die Sergeanten und zum Schluss die Handwerker. Die Strapazen der letzten Monate waren ihnen anzumerken. Das Paradies auf Erden, so wie es Ritter Pablo zu Anfang ihrer Fahrt versprochen hatte und wie sie es anfangs gern glaubten, hatten sie nicht gefunden. Aber jetzt konnten sie nicht mehr zurück. Wo sollten sie auch hin? Sie hatten ihren Führer Joao, der sie in ihrem schnellen, normannischen Schiff Le Buscard über das atlantische Meer geführt hatte, schmählich im Stich gelassen. Sie hatten Pablo de Alvares vertraut, der ihnen das Paradies angekündigt hatte. In dieses Paradies hatten sie gewollt. Bisher hatten sie es nicht gefunden. Sie waren sicher, dass Joao am Unterlauf des Amazonassuyu nicht auf sie gewartet hatte, auch wenn es den einen oder anderen gab, der sich insgeheim mit dem Gedanken befasst hatte, zu ihm zurückzukehren. Aber wer wusste schon, wo Joao geblieben

war. Keiner glaubte ernsthaft, dass er in die Heimat zurückgekehrt war. Also waren sie Pablo und Ragnar gefolgt. Ein Zurück hatte es nicht gegeben.

Die Gedanken einer Rückkehr hatten weder Pablo de Alvares noch sein Adlatus Ragnar Sverreson gehabt. Der hünenhafte Normanne, der seinem Herrn und Meister bis zum Letzten ergeben schien, hatte stets dafür gesorgt, dass Widerspruch gegen die Anordnungen des Templers sofort im Keim erstickt wurde. Dabei hätte er auch vor Mord und Totschlag nicht zurückgescheut, weder gegenüber den Eingeborenen, die ihnen unterwegs begegnet waren, noch bei den Templern hätte er eine Ausnahme gemacht, wenn es notwendig gewesen wäre.

Die Chachapoya hatten nach kurzer Zeit bereits einen großen Bogen um ihn gemacht. Er war für die Europäer schon groß, für sie war er ein Riese. Jetzt, wo sie in den Bergen der Heimat der Chachapoya angekommen waren, war Widerspruch ohnehin keine Alternative. Hier war der Zusammenhalt der Templer gefordert und das konnten sie seit mehreren hundert Jahren: In der Not zusammenhalten.

Jetzt gingen sie langsam, erhobenen Hauptes durch die Gasse der Chachapoya. Pablo bemerkte nebenbei den ungeheuren Reichtum an Vögeln und Schmetterlingen. Es war eine eigenartige Welt, in die sie gekommen waren, so ganz anders als die Dörfer, die sie im riesigen Wald am großen Fluss kennengelernt hatten. An vielen Häusern, die nicht mit Palmwedeln oder mit Stroh, sondern mit dünnen Steinplatten gedeckt waren, standen Stelen und Fundamente aus riesigen Steinen. Das Gelände zwischen den Hütten war fast völlig eben und spärlich mit Gras bewachsen. Es sah mit Steinplatt sehr sauber aus. Die Menschen waren nicht feindlich gesinnt. Sie waren eher neugierig.

Am Ende der Gasse wartete der Herrscher der Chachapoya mit seinem Gefolge. Die ausschließlich älteren, bartlosen Männer waren auffallend bunt gekleidet mit Leder und Flechtwerk, in das bunte Federn eingewoben waren, unzählige goldene Reifen an den Armen und den Knöcheln, prächtige Sandalen mit kniehohen Stulpen zierten sie. Über den Schultern lagen Felle des schwarzen Otorongo, auch Yagueretehú genannt, und in der Hand hielten sie lange Zeremonienlanzen. Sie waren schwarzhaarig wie alle bisherigen Eingeborenen, hatten schwarze, aufmerksam blickende Augen und sie trugen einen fantastischen Kopfschmuck aus bunten Vogelfedern. Sie warteten würdevoll auf die Ankömmlinge.

Als die Europäer vor dem möglichen Herrscher angekommen waren, deutete Pablo de Alvares eine leichte Verbeugung an. Fra Domenico drängelte sich nach vorn und stellte sich wie selbstverständlich neben Ritter Pablo. Die Templer hatten zwar schon ein wenig die Sprache der Chachapoya gelernt, aber Domenico verstand seine Rolle in der Gruppe noch immer als Dolmetscher und nicht mehr als Priester. Um den Glauben hatten sich von Tag zu Tag weniger Templer geschert. Mit dem Kreuz konnte er keinen mehr beglücken und als Realist war ihm klar geworden, dass seine Sprachkenntnisse ihm in jedem Fall das Überleben sichern würden. Von der einen wie von der anderen Seite. So standen sie sich nun wortlos gegenüber und musterten sich gegenseitig, der Herrscher der Chachapoya und der Führer der Templer, der Einheimische und der Fremde. Pablo de Alvares dachte nicht im Traum dran, die Initiative zu ergreifen. Er wartete auf ein Zeichen, auf ein Wort der Eingeborenen.

Nach einer Weile des Schweigens und Musterns zeigte der Herrscher zuerst auf Ragnar, dann auf Pablo und sagte etwas. Pablo schaute fragend zu Domenico, weil er nicht genau verstanden hatte.

„Was hat er gesagt?“

„Er sagte, er ist weißhaarig und ihr seid weißhäutig.“

Pablo nickte.

„Domenico, ich glaube, du wirst jetzt weiter übersetzen. So gut beherrsche ich die fremde Sprache noch nicht.“

Dann wandte sich der Ritter wieder an den Chachapoya-Herrscher und zeigte auf sich und seine Leute.

„Ja, wir sind hellhäutig und haben helle Haare. Wir kommen aus einem prächtigen Land, das hinter dem großen Wald und dem großen Meer liegt. Dort, wo die Sonne aufgeht.“

Pablo zeigte nach Osten. Das Gesicht des Herrschers zeigte keine Regung. Der Eingeborene wartete geduldig, bis Domenico übersetzt hatte, wobei der sich bei dem Begriff Meer offensichtlich schwer tat.

„Ihr kommt zu uns? Wollt ihr bei uns bleiben?“

„Wenn wir von euch nicht vertrieben werden.“

„Aus alten Sagen wissen wir, dass auch unser Volk vor langer, langer Zeit an der Mündung des großen Amazonassuyu gelebt hat und später hier in die

Berge gewandert ist, die jetzt unsere Heimat geworden sind. Hier warten wir auf das Wirken der Götter. Ihr könnt uns helfen. Es gibt genügend Platz für euch. Ich werde die Dorfgemeinschaft fragen, was mit euch geschehen soll.“

Der Chachapoya hob die Hände und die Honoratioren des Volkes drängelten sich aus der Mitte der versammelten Menschen hervor und scharten sich um ihren Sprecher. Dabei waren natürlich seine Berater und auch Quistan, der die Templer mit ins Dorf gebracht hatte. Eine Zeit lang wurde palavert, ohne dass die Europäer auch nur ein Wort verstanden hätten, so sehr sich Domenico auch bemühte. Nach einer ganzen Weile traten alle wieder zurück und der Herrscher wandte sich wieder an seine Gäste.

„Ihr sollt es jetzt wissen. Die Gemeinschaft des Dorfes hat entschieden. Ihr seid willkommen. Wir werden euch nicht vertreiben. Wenn wir es täten, wäre das euer Untergang. Das wollen wir nicht. Wir sind ein friedliches Volk. Bleibt bei uns. Bringt uns bei, was ihr könnt und wir bringen euch bei, was wir können. Baut hier eure Häuser, nehmt euch unsere Mädchen als Frauen und bleibt bei uns als neue Mitglieder unserer Gemeinschaft.“

Pablo nickte, bevor er antwortete.

„Wir danken euch für die wohlwollende Aufnahme. Ich bin Tempelritter und heiße Pablo de Alvares und der Mann an meiner Seite ist Ragnar Sverreson und der, der mit euch spricht, ist Domenico. Und mit wem haben wir die Ehre?“

Man merkte dem Sprecher der Chachapoya an, dass er mit dem Begriff Tempelritter nichts anzufangen wusste. Ohne die Miene zu verziehen, wartete er, bis Domenico übersetzt hatte. Dann schlug er sich mit der Faust gegen die Brust.

„Nuquam“, verstand Pablo und genauso übersetzte es Domenico und fügte hinzu:

„Ich glaube, das heißt so viel wie Erster“.

Inzwischen zeigte Nuquam auf den ernst dreinblickenden und genauso bunt ausgestaffierten Mann an seiner rechten Seite.

„Das ist Quampa“, sagte er und zeigte dann auf den Mann links neben ihm, den er Paytek nannte. Fra Domenico ergänzte:

„Das sind wohl seine Stellvertreter.“

Er hörte jetzt wieder intensiv zu, was Nuquam noch zu sagen hatte.

Gespannt warteten die Europäer auf das, was Domenico übersetzte. Dabei sahen sie alle an. Der Kaplan ließ seine Freunde noch etwas zappeln. Erst als sich die Miene von Pablo langsam verfinsterte, übersetzte er.

„Also, die drei Männer vor uns sind keine Könige oder Häuptlinge oder etwas Ähnliches. Es sind offenbar Priester. Einen König scheinen sie hier nicht zu haben, jedenfalls hat er davon nicht gesprochen.“

„Dann frag ihn“, herrschte Pablo den kleinen Geistlichen an. Der sich sofort devot daran machte, die erforderlichen Fragen zu stellen. Es dauerte, da die Priester nicht verstanden, was er wollte. Endlich dämmerte es ihnen. Nach einer Weile unterbrach Domenico die lange Rede des Priesters mit einer Handbewegung.

„Also, die Dörfer dieses Volkes sind alle selbstständig. Sie leben in so etwas wie Clans. Es gibt eine Art König in einer Festung mit dem Namen Kuelap. Sie liegt auf einem Felsen einige Tagesreisen weiter in das Gebirge hinein. Wenn wir wollten, würden sie uns hinführen. Aber wir können auch hier in ihrem Dorf wohnen bleiben, uns hier Häuser bauen und Frauen nehmen, denn es sei nicht sicher, dass uns der König so freundlich empfangt, wie er es getan hatte.“

Pablo nickte, als Domenico geendet hatte, und rieb sich über das Kinn. Er dachte nach. Schließlich scharte er seine Männer um sich herum, um abzustimmen, was weiter geschehen sollte. Er hörte sich die Meinungen aller an, die etwas sagen wollten. Die Eingeborenen beobachteten interessiert die kleine Versammlung in ihrer Mitte, um die sie inzwischen einen großen Kreis gebildet hatten.

„Männer!“, rief Pablo mit lauter Stimme, so dass er sicher war, dass alle ihn hörten. „Männer, wir haben vorerst das Ende unserer langen Reise erreicht. Ich gebe euch jetzt weiter, was Domenico übersetzt hat. Ihr habt es bestimmt nicht alle gehört. Der Dorfälteste, er nennt sich Nuquam, hat uns angeboten, hier bei ihm und seinem Volk zu bleiben. Wir sollen ihnen beibringen, was wir können, und sie bringen uns bei, was sie können. Ich sehe hier eine Möglichkeit, sesshaft zu werden oder uns nur einfach zu erholen, um später weiterzuziehen oder irgendwann mit den Händlern wieder an die Mündung des großen Flusses zurückzufahren. Die Menschen hier sind friedlich und freundlich. Ich bin sicher, wir können wirklich etwas lernen und uns eine Basis schaffen. Unsere Handwerker lernen von den Menschen hier vor allem, welche Mittel zur Verfügung stehen und wie sie bearbeitet werden. Ich und die Templer und auch Ragnar werden ihnen das Kriegshandwerk beibringen, so

dass wir uns gut verteidigen können, wenn wir – von wem auch immer – angegriffen werden. Nuquam hat auch angeboten, uns hier Frauen zu suchen, mit denen wir das Leben teilen und die uns Kinder gebären werden. Ich sehe darin kein Problem. Aus dem Eid der Templer habe ich euch entlassen und so unterliegen wir keinerlei Bindung mehr. Also, auf wen kann ich zählen? Wer nicht hier bleiben will, soll sich melden und den rechten Arm heben.“

Er blickte mit fester Miene auf seine Männer. Nicht ein Arm ging in die Höhe. Pablo nickte zufrieden.

„Also bleiben wir hier und fügen uns erst einmal in die Dorfgemeinschaft ein. Mit der Zeit werden wir sehen, ob wir hier länger bleiben oder ob wir doch wieder zurück über den großen Fluss fahren.“

Pablo drehte sich herum, zog Domenico an seine Seite und ging zu Nuquam hinüber.

„Wir wollen bei euch bleiben und euer Angebot annehmen, hier Häuser zu bauen, Frauen zu nehmen und euch beizubringen, was wir können. Ihr bringt uns bei, was ihr könnt. Ist das in eurem Sinn?“

„Wir haben es so gesagt und so soll es sein.“

Nuquam hob wieder die Arme und jegliches Gemurmel der Eingeborenen erstarb. Er hielt eine kleine Ansprache an seine Leute. Ohne zu murren, respektierten sie die Entscheidung ihres Priesters.

„Wie soll es nun weitergehen, Nuquam?“, fragte Pablo den Dorfältesten.

„Verteilt eure Männer auf die Hütten hier im Dorf und ich zeige euch, wo genau ihr eure eigenen Hütten bauen könnt. Wir werden euch dabei helfen. Dich lade ich ein, vorerst Gast in meiner Hütte zu sein. Der Riese neben dir kann zu Quampa gehen und der, der unsere Sprache schon spricht, wird bei Paytek wohnen.“

Pablo blickte Domenico an und befahl ihm, die Entscheidung den anderen mitzuteilen und für die Verteilung der Männer auf die anderen Hütten zu sorgen. Dann folgte er Nuquam, der sich gemessenen Schrittes auf das größte Haus im Dorf zu bewegte.

Am Waldrand, wo sich der Fluss zwischen den Hügeln hindurch quälte, wurden die Hütten der Templer gebaut. Der Baumeister, nach dem sich alle richteten, stammte aus Galizien und deshalb wurden die Hütten rund gebaut.

Lediglich das Haus für die Versammlungen und in dem auch die Werkstatt eingerichtet werden sollte, bekam einen rechteckigen Grundriss. Sie bauten die Häuser in mehreren Reihen, nicht so planlos wie die Eingeborenen, und sorgten dafür, dass sie von möglichen Überschwemmungen des Huallaga nicht betroffen würden. Sie kalkten die Wände mit dem Kalk der Muscheln, die sie zerrieben und mit Wasser mischten. Das vertrieb eine Anzahl von Insekten. Für die Balken zum Abstützen der Dächer gab es genügend Bäume in den umliegenden Wäldern.

Ein Hügel in der Nähe bestand aus weichem Tuffgestein. Er war deshalb der geeignete Steinbruch.

Mit Eifer machten sich die Templer an die Arbeit. Beim Schleppen der Bäume und der Steine halfen die Chachapoya. Sie ließen dafür ihre eigene Arbeit auf den Feldern im Stich, bis Nuquam einschreiten musste. Er trieb die Jäger wieder in den Wald, die Bauern auf die Mais- und die Quinoafelder und die Handwerker an ihre Töpferarbeiten. Schließlich sollte genügend Material geschaffen werden, um irgendwann in der Zukunft eine lohnende neue Fahrt den Huallaga hinunter wagen zu können.

Pablo beaufsichtigte die Arbeiten der Templer, die mit erstaunlicher Schnelligkeit ausgeführt wurden. Die Disziplin der Ordensbrüder war der Grund dafür. Keiner sprang aus der Reihe, alle konzentrierten sich auf das Ziel, auf die Fertigstellung der eigenen Hütte.

Gelegentlich ging Pablo mit den Jägern in den Wald, um Fleisch für das Dorf zu besorgen. Er hatte den großen Bogen von Ritter Joao mitgenommen. Anfangs nur als Waffe, um sich gegen Joao zu verteidigen, sollte der auf den Gedanken kommen, sie von den Booten der Chachapoyas zurückholen zu wollen.

Als sich das als nicht notwendig erwies, wollte er den unhandlichen Bogen erst wegwerfen, wurde aber von Ragnar daran gehindert. Wer weiß, wofür er noch gut sein wird, hatte ihm der Normanne gesagt und jetzt leistete er ihm tatsächlich nützliche Dienste bei der Jagd. Die Eingeborenen sahen die Jagdwaffe mit kritischen Augen. Sie versuchten sich mit einzelnen Schüssen, die aber keinen Erfolg brachten. Es fehlte nicht nur Übung mit dem Bogen, sondern es war eine für sie von Grund auf fremde Waffe und sie schossen zu kurz oder zu ungenau. Da verließen sie sich lieber auf ihre Blasrohre, mit denen die europäischen Ritter ihrerseits nicht zurechtkamen.

So jagte jeder auf seine Art. Und sie jagten erfolgreich im Dschungel. Mit einer

großen Menge von rehartigen Tieren, mit Tapiren, kleinen Hirschen und Hühnervögeln, kamen sie zurück. Nur Pablo war traurig, er hatte gleich bei seinem ersten Jagdausflug den kostbaren Bogen, den er auf der ganzen Fahrt durch den Wald wie einen Augapfel behütete und nicht verwendete, zerstört. Wie es genau gekommen war, konnte er nicht mehr sagen. Beim Zerlegen des Fleisches lag die Waffe zu nah an dem Wild und ein Schlag mit der Obsidiankeule zerschlug das Holz.

Im Dorf wurde alles auf einen Platz gelegt und Nuquam verteilte die erlegten Tiere gleichmäßig an die Bürger, die zu Hause geblieben waren. Jeder bekam einen Anteil, auch die neuen, weißen Menschen, die sich auf dem Dorfplatz einfanden, sowie die Bauern, die sich um die Maisfelder kümmerten.

Es waren große Felder mit Pflanzen, die größer waren als Ragnar Sverreson. Den Europäern waren sie unbekannt. Aber sie lernten schnell. Dass es Brot, so wie sie es kannten, hier in dem fremden Land, vor allem im grünen Dschungel, nicht gab, hatten sie ja schon erfahren müssen. Aber aus welchen Pflanzen der trockene Fladen kam, den sie immer wieder gegessen hatten, das lernten sie erst jetzt.

Die Templer sorgten dafür, dass die Bewässerung der Felder verbessert wurde, und verlegten einen Wasserkanal bis mitten ins Dorf, um sich so den mühsamen Gang an das Ufer des Huallaga zu ersparen. Außerdem war das Quellwasser klar und schmeckte deutlich besser als das dreckige Wasser des Flusses.

Die Templer hatten sich mit Feuereifer in die Arbeit gestürzt und so war nach kurzer Zeit das geschafft, was sie gewollt hatten. Jeder hatte eine Rundhütte, die leuchtend weiß mit in Wasser gelöstem Muschelkalk gestrichen war, und die Chachapoya begannen, die Bauform zu kopieren. Innerhalb kürzester Zeit bestand das gesamte Dorf aus gekalkten Rundhütten. So ganz anders, als sie bisher gebaut hatten.

Daran, dass ihre Gastgeber keine Räder kannten, hatten sich die Templer inzwischen gewöhnt. Wo hätten sie hier am Fluss und in den hohen Bergen auch fahren können? Außerdem schien es ihnen auch nichts auszumachen, wenn sie tonnenweise mit reiner Körperkraft Steine ins Dorf schleppten, anstatt sie auf Karren zu verladen. Der primitive Wagen, der von dem Zimmermann der Templer mit seinen Gehilfen zusammengebastelt worden war, hatte nicht lange gehalten. Die Chachapoyas hatten das Gefährt als nicht zielführend erkannt und es unterlassen, so etwas nachzubauen. Sie blieben

auch bei ihren schwarzen Obsidianklingen, den Blasrohren, den großen Kriegskeulen, ihren kleinen, schmalen Schildern und verließen sich auf ihre Körperkräfte.

Anfangs waren sie von den Messern und den Schwertern der Europäer noch beeindruckt gewesen. Bei der Reise durch den feuchten Urwald waren die Stahlklingen jedoch verrostet und hatten ihren Dienst aufgegeben. Die Fremden hatten sie nicht behalten und auch die Kettenhemden schweren Herzens im großen Fluss versenkt. So hatte es nichts gegeben, was die Chachapoya unbedingt hätten haben wollen.

Nur das Gold hatten die Templer behalten. Alles hatten sie mitgenommen, was Joao auf dem Le Buscard am Kiel verstaut hatte. Es war schließlich das Gold der Templer, welches sie vor dem Zugriff des französischen Königs Philipp in Sicherheit gebracht hatten. Pablo wusste noch immer nicht, was er damit anfangen wollte. Deshalb war in jeder Hütte eine der Kisten mit dem edlen Metall untergestellt worden. Allerdings konnten sie damit wenig anfangen. Ihre Gastgeber besaßen selbst genug davon. Sie trugen es als Schmuck, denn kaufen konnte man damit nichts.

Die Templer richteten sich ihre Hütten wohnlich ein, hängten die Hängematten auf und machten es sich so gemütlich, wie es nur ging. In jeder Hütte befand sich in der Mitte der Platz für das Feuer und der Rauch konnte durch ein Loch in der Mitte des steinernen Daches abziehen.

„Dafür, dass sie nur Stein und kein Eisen haben, verstehen die Chachapoya es meisterlich, den Stein zu bearbeiten“, sagte Ragnar fast schon bewundernd zu Pablo, als sie sich trafen.

„Ja, sie haben vereinzelt Bronzewerkzeuge. Das habe ich gesehen. Das Metall setzen sie aber nicht bei ihren Waffen ein“, brummte Pablo.

„Ja, es ist ihnen offenbar zu kostbar.“

Die Handwerker arbeiteten inzwischen in der fertig eingerichteten Werkstatt in dem rechteckigen Haus in der Mitte der Siedlung. Sie hatten sich ziemlich schnell mit den Gegebenheiten abgefunden. Die Handwerker der Templer erfuhren, wie die Chachapoya die im ganzen Land verbreiteten Keramiken auch ohne Töpferscheibe fertigten. Sie brachten den Eingeborenen bei, wie man Töpferscheiben herstellt und damit arbeitet. Bald drehten sich in allen Töpfereien in Nuquams Dorf die Töpferscheiben.

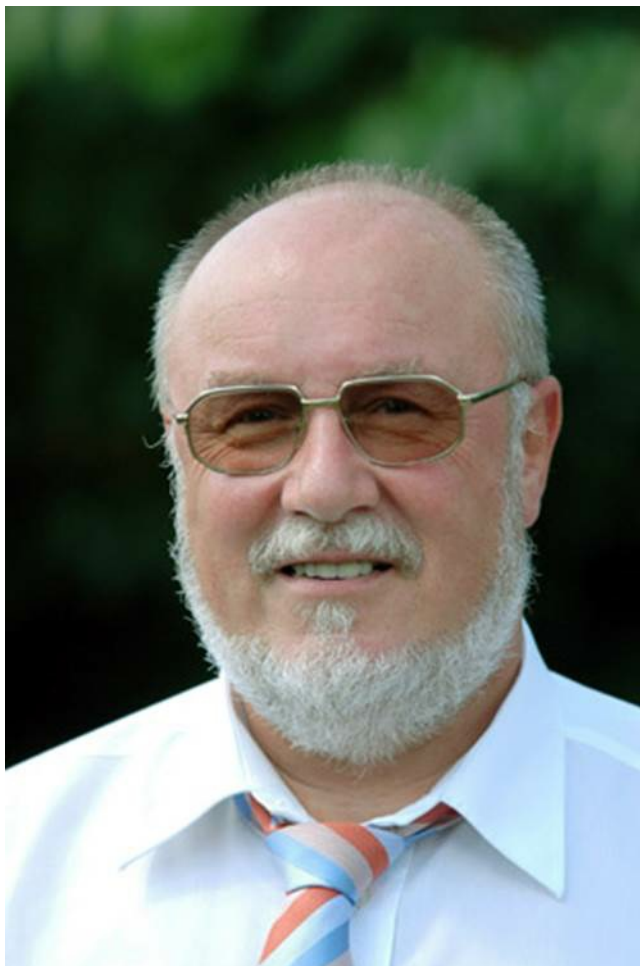
Einige Ritter und etliche Krieger der Chachapoya wiederum ließen sich von Arturo, einem Ordenssergeanten von der Insel Mallorca, darin unterrichten, wie man mit einer Steinschleuder umgeht. Diese hatte der kleine Mallorquiner mitgebracht und seine Zielgenauigkeit mit den Kieselsteinen hatte alle beeindruckt.

Viele der Chachapoyakrieger hatten das Schleudern versucht und gemerkt, dass es ihnen problemlos gelang, mit einiger Übung die in verschiedenen Entfernungen aufgestellten Kürbisse zu treffen. Und jetzt, wo ihre hergebrachten Waffen aus Europa keine Rolle mehr spielten, brauchten die Templer eine Alternative und die Steinschleuder schien eine Alternative zu sein.

So übten sie zusammen mit den Chachapoya und jeder versuchte, den anderen zu übertreffen. Auch wurde mit Kriegsbeilen experimentiert, die in der Werkstatt aus Hartholz und Obsidian hergestellt wurden. Ritter und Chachapoyakrieger lernten schnell, mit den jeweils neuen Waffen umzugehen.

*** Ende der Demo-Version, siehe auch <http://www.edition-digital.de/Hinse/Andentempler/> ***

Ulrich Hinse



Ulrich Hinse, 1947 in Münster geboren, greift auf eine lange Berufserfahrung als Kriminalbeamter zurück (Bundeskriminalamt, Landeskriminalamt Mecklenburg-Vorpommern, Referent für Polizeiliche Prävention im Innenministerium Mecklenburg-Vorpommern. In Mecklenburg-Vorpommern baute er den Staatsschutz auf.

Im Jahre 2007, kurz nach seiner Pensionierung, pilgerte er zu Fuß den Camino frances von Pamplona nach Santiago des Compostela und im Jahre 2008 den Nordweg von Ribadeo.

Im Jahre 2002 veröffentlichte er seinen ersten Roman. 2005 wurde er Krimipreisträger der 10. Schweriner Literaturtage und gewann mehrere

Krimiwettbewerbe in Norddeutschland.

Bibliografie (Auswahl):

Wer will schon nach Meck-Pomm? Scheunen-Verlag, Kückenshagen 2002

Blutiger Raps. Scheunen-Verlag, Kückenshagen 2003

Die 13. Plage. Godewind-Verlag, Wismar 2006

Ein Mecklenburger auf dem Jakobsweg. WiedenVerlag, Schwerin 2007

Das Jakobsweg-Komplott. Scheunen-Verlag, Kückenshagen 2009

Das Gold der Templer. EDITION digital, Pinnow 2014

Die Petermännchenpuppe. EDITION digital, Pinnow 2014

Falsches Spiel. EDITION digital, Pinnow 2014

Der Glatteisagent. Eine Geschichte aus der Zeit des Kalten Krieges.
EDITION digital, Pinnow 2015

Schweriner Mordgeschichten. EDITION digital, Pinnow 2015

Der Traum des Templers und seine Reise über das Atlantische Meer. Ein historischer Roman über die Südamerikareise der Templer (Das Gold der Templer, Teil 2). EDITION digital, Pinnow 2016

Das Gold der Andentempler. Ein historischer Roman über den Aufenthalt der Templer bei dem Volk der Chachapoya in den Anden (Das Gold der Templer, Teil 3). EDITION digital, Pinnow 2017

Veröffentlichung von Kriminalerzählungen in Anthologien

E-Books von Ulrich Hinse

Blutiger Raps

In diesem Buch schildert der Autor, der vor einigen Jahren als Kriminaldirektor die Staatsschutzabteilung des Landeskriminalamtes in Mecklenburg-Vorpommern leitete, die Auseinandersetzung zwischen einer gewaltbereiten rechtsextremen Skinheadkameradschaft und einer linksautonomen Wohngemeinschaft, sowie die Versuche der Gesellschaft, ein wirksames Mittel gegen die eskalierende Gewalt zu finden. Ohne sich um die Gesellschaft und die Gesetze zu kümmern, machen die radikalen Jugendlichen ihr Ding. Da werden Graffiti geschmiert, Friedhöfe geschändet, es wird gekiffert, aufeinander eingepöbeln und Obdachlose werden ermordet. Ohne Rücksicht. Bis sich die radikalen Jugendlichen mit den Falschen anlegen. Während die offiziellen Präventionsgruppen diskutieren, ohne zu Ergebnissen zu kommen, handelt die russische Mafia. Ein spannender Roman, der sich an tatsächlichen Ereignissen in Mecklenburg-Vorpommern orientiert und bei dem ein Teil der Gewalttäter ein blutiges Ende findet.

Fortsetzungsroman: Die 13. Plage

Die 13. Plage oder Wessen Brot ich esse

Die 13. Plage der Menschheit – das ist der internationale Terrorismus heute. Um seine große Liebe Jenny aus einem Bordell zu befreien, schließt Boomer einen Pakt mit dem Teufel. Unvermittelt finden sich die beiden in einem Ausbildungslager der al-Qaida wieder, wo Boomer zum Sprengstoffspezialisten wird. Um zurück nach Europa zu kommen, schließen sie sich einer Terrorgruppe an und bereiten sich mit ihr auf einen Anschlag in Nordeuropa vor. Als Jenny erkennt, dass ihre Heimat Mecklenburg-Vorpommern ins Fadenkreuz gerät, sucht sie Hilfe bei Kriminalhauptkommissar Raschke, einem Erzfeind aus vergangenen Tagen. Doch kann sie das Schicksal aufhalten?

Ein packender Roman vor einem hochaktuellen Hintergrund. Wer in dem Roman „Blutiger Raps“ sich fragte, ob Jenny und Boomer die Flucht aus dem russischen Gefangenenlager überlebt haben, kann in diesem Buch das weitere, schwere Schicksal der beiden Jugendlichen verfolgen.

Das Gold der Templer. Ein historischer Roman über den Verbleib des

Templerschatzes anno domini 1307

Jaques de Molay, der Großmeister des in der ganzen Welt des Orients und des Okzidents bekannten, geschätzten aber auch gefürchteten Templerordens war entsetzt. Sein Orden sollte aufgelöst, die Ritter verhaftet werden und das riesige Vermögen der französischen Krone zufallen. Die Haftbefehle waren bereits ausgestellt und an alle Gouverneure und Bischöfe in Frankreich verteilt worden. Am Freitag, dem 13. Oktober 1307, sollen in den Morgenstunden überall im Land die Vasallen des Königs jeden Templer festnehmen und einkerkern. Alle Templer zu retten scheint dem Großmeister nicht mehr möglich. Deshalb stellt er in aller Eile drei Maultierkarawanen zusammen, die mit wenigen Leuten das Archiv und das Gold in Sicherheit bringen sollen. Eine Karawane ist für England bestimmt, eine soll über See nach Portugal gehen und eine weitere auf die Festung der Templer nach Ponferrada in Spanien gebracht werden. Der junge flandrische Tempelritter Jan de Koninck hat zusammen mit dem Stellvertreter des Großmeisters die Ehre, die Karawane nach Spanien in Sicherheit zu bringen, als in den Pyrenäen sein Mentor erschlagen wird. Die Verantwortung lastet ab sofort auf seinen Schultern. Gelingt es ihm wirklich, die kleine Karawane gegen alle Widerstände im Winter über die Pyrenäen zu bringen und Ponferrada zu erreichen? Eine stattliche Anzahl französischer Soldaten, geführt von einem alten Landsknecht, hat sich auf seine Spur gesetzt. Und auch innerhalb der sonst eingeschworenen Templer gibt es Widerstände. Es erscheint mehr als fraglich, das Gold vor dem gierigen französischen König Philipp IV. und seiner nicht viel besseren Frau Johanna von Navarra in Sicherheit zu bringen. Ein Roman aus der Zeit des finsternen Mittelalters, in der es ehrenhafte Ritter aber ebenso viele Schurken gab.

699 Jahre später versucht in dem Roman „Das Jakobsweg-Komplott“ eine skrupellose Gruppe, das Gold zu finden.

Der Traum des Templers und seine Reise über das Atlantische Meer. Ein historischer Roman über die Südamerikareise der Templer (Das Gold der Templer, Teil 2)

Joao Lourenço, ein Templer, der als Johann Laurenz in der Nähe von Aachen groß wurde, hatte im Auftrag des Großmeisters Jaques de Molay einen Teil des Templervermögens nach Portugal gebracht. Mit Vertrauten des König Dionysius gelingt es, den in vielen christlichen Ländern verfolgten Templern eine neue Heimat in Portugal zu sichern und sie als Orden der Christusritter zu

etablieren. Von dem Bischof von Lamego hört Joao, dass in Córdoba muslimische und jüdische Gelehrte Astronomie, Geografie und Kartenzeichnen unterrichten. Das interessiert ihn und er studiert die für Christen neuen Wissenschaften. Er kommt zu der Überzeugung, dass die Erde keine Scheibe, sondern eine Kugel und auch Jerusalem nicht der Nabel der Welt ist, wie es die christlichen Mönche vermittelt. Er ist sicher, dass hinter dem Horizont des Atlantischen Meeres im Westen noch anderes Land liegen muss. Joao träumt davon, dorthin zu fahren. Er erwirbt ein schnelles Templerschiff, lässt es durch Handwerker des Ordens umbauen und wirbt Templerbrüder an, die mit ihm ins Unbekannte fahren wollen. Joao Lourenço findet das von Jan van Koninck (siehe „Das Gold der Templer“) versteckte Gold und finanziert damit die Umsetzung seines Traums. Mit den herbstlichen Passatwinden fahren sie übers Meer nach Westen.

Ein Roman aus der Zeit des tiefsten Mittelalters mit ehrenhaften Rittern, dogmatischen Klerikern, gelehrten Muslimen und erfinderischen Juden. Und natürlich mit fiesen Schurken.

Das Gold der Andentempler

Ein historischer Roman über den Aufenthalt der Templer bei dem Volk der Chachapoya in den Anden (Das Gold der Templer, Teil 3)

Pablo de Alvares war ein Ritter des Templerordens, er war in Asturien geboren und seinem Vater ins Heilige Land gefolgt. Dort konnte er sich aus der Festung Akkon retten und war mit dem Großmeister Jaques de Molay nach Paris gekommen. Von dort zieht er mit Joao Lourenco nach Portugal, um das Gold der Templer vor König Philipp dem Schönen in Sicherheit zu bringen. Einem Eid zufolge, den er seinem alten Vater geleistet hatte, folgte er Joao Lourenco mit dem Gold der Templer über das atlantische Meer. Dort jedoch zerstritt er sich mit seinem Ordensbruder und lockte den größten Teil der Schiffsbesatzung hinein in den Urwald – wo er das Paradies vermutete.

Mit den Händlern der Chachapoya gelangten sie nach langer Fahrt auf dem Amazonas zu den Anden, wo die Eingeborenen wohnten und sie herzlich aufnahmen. Dann aber wurden sie von den Inka überfallen, die ihnen das gesamte Gold raubten.

Pablo macht sich auf die Suche und wundert sich, wie wenig Interesse seine Ordensbrüder daran haben, den Schatz wiederzufinden. Selbst sein treuer Gefolgsmann Ragnar, ein hünenhafter Normanne, fällt ihm in den Rücken und verlässt ihn. So muss sich Pablo de Alvares allein auf die Suche nach dem

Gold machen. Während dieser Suche lernt er die Steinstraßen der Inka, den Goctafall, den größten Wasserfall der Erde, und die Goldschmiede der Anden, die Tairona, kennen, aber auch Kuelap, die Festung der Chachapoya. Als diese von den Inka angegriffen wird, um die Chachapoya zu unterwerfen, trifft Pablo de Alvares wieder auf den Normannen Ragnar. Es kommt zu einem Kampf auf Leben und Tod.

Das Jakosweg-Komplott

Mysteriöse Morde lassen die Pilger auf dem Jakobsweg von den Pyrenäen bis Santiago de Compostela erschauern. Zufällig wurde einer der Pilger, der deutsche Kriminalhauptkommissar Raschke aus Mecklenburg-Vorpommern, Zeuge einer Tat. Zunächst scheint die Begegnung zufällig. Dann jedoch beginnt eine Mordserie, die parallel zur Pilgerwanderung des Polizisten geschieht. Auch auf Raschke, der offenbar als lästiger Zeuge beseitigt werden soll, werden Anschläge verübt. Für die spanische Polizei wird der Deutsche zum Lockvogel, der sie zu den Tätern führen soll. Schon bald zeichnet sich ab, dass es bei den Morden um das verschwundene Gold der Templer geht und die Jagd nach dem Killer erst in Santiago de Compostela zu Ende sein könnte. Gelingt der spanischen Polizei rechtzeitig die Entlarvung der Täter und Hintermänner oder schaffen es die einfallsreichen Mörder, den deutschen Pilger aus dem Weg zu räumen?

Ein spannender Krimi über den Jakobsweg und das Mysterium des Tempelerschatzes, der 699 Jahre früher in dem Roman „Das Gold der Templer“ versteckt wurde.

Ein Mecklenburger auf dem Jakobsweg

Wandern oder pilgern? Wo liegt der Unterschied? Mit dem Rucksack von A nach B laufen kann man auch in Deutschland, genauso weit und ebenso lange. Dafür muss man nicht extra nach Spanien reisen. Stimmt. Trotzdem gibt es einen Unterschied. Zusammen mit Menschen jeden Alters und aus aller Welt auf demselben Weg, mit einem gemeinsamen Ziel, eine kollektive Erfahrung gewinnen, macht den Unterschied aus. Und, der Jakobsweg ist ein Erlebnis, das zwischen Magie und allzu Menschlichem liegt. Der Weg wird zum Spiegelbild des eigenen Lebens. Er kennt keine Kompromisse. Er ist beschwerlich. Jeden Tag. Jeden Tag anders. Er ist schön, abwechslungsreich, langweilig und öde. So wie das Leben auch. Den

Jakobsweg gelaufen zu sein wird niemand vergessen. Es handelt sich nicht umsonst um den Weg zum Sternenfeld, nach Compostela.

Wer will schon nach Meck-Pomm?

Sehr offen beschreibt der Autor, bis vor wenigen Jahren Leiter der Staatsschutzabteilung des Landeskriminalamtes in Meck-Pomm, seine Beweggründe, in den Nordosten der Republik überzusiedeln. Das Buch lebt von dem Wechsel zwischen dienstlichen Erfahrungen einerseits und privaten Erlebnissen andererseits, die mit dem Umzug aus dem Rheinland in ein kleines mecklenburgisches Dorf bei Schwerin verbunden waren. In emotionaler Nähe zu den erlebten Ereignissen berichtet Hinse von den Schwierigkeiten, Befremdlichkeiten, aber auch von lustigen Begebenheiten, die sich in den mehr als zehn Jahren seit der Wende ergeben hatten. Überraschend freimütig nennt er Kollegen beim Namen, schildert er dienstliche und private Ereignisse. So setzt er sich durchaus kritisch mit den Ereignissen von Rostock-Lichtenhagen und Bad Kleinen auseinander. Die nachdenklichen Geschichten erlauben gelegentlich mit spürbarem Zynismus und Sarkasmus einen Blick hinter die Kulissen der Polizeiarbeit. Wobei sich durch die Erzählungen die Zahl seiner Freunde vermutlich verringert haben dürfte. Die heiteren Erzählungen beschreiben mit zutiefst menschlicher Sicht die positiven und negativen Erfahrungen, die gesammelt wurden, nachdem er von Deutschland nach Deutschland gezogen war. Am Schluss kommt Hinse zu dem Ergebnis, und hier erschließt sich, warum der Titel einen Elefanten zeigt, dass sowohl ein „dickes Fell“ als auch ein hohes Maß an Sensibilität erforderlich waren, um nicht zu resignieren oder zum Fremden in einem Umfeld zu werden, das letztlich ihn und das er angenommen hat.

Die Petermännchenpuppe. Pinnowkrimi

Das Grauen geht um in dem kleinen Dorf Pinnow wenige Kilometer östlich des Schweriner Sees. Innerhalb kürzester Zeit werden mehrere Tote in der näheren Umgebung gefunden. Bei allen befindet sich eine Stoffpuppe, die in Schwerin als Andenken an den Schlossgeist verkauft wird. Das Petermännchen. Die Kriminalisten um Raschke, den Leiter der Mordkommission Schwerin, ermitteln hektisch, aber es finden sich so gut wie keine Hinweise oder Spuren. Es ist zum Verzweifeln. Eigentlich könnte es nur ein Einwohner des kleinen Örtchens Pinnow sein. Einer, der auch im Winter mit dem Fahrrad fährt. Es gibt Hinweise, aber keine Beweise. Als dann noch

das Mitglied einer Rockergang zu Tode kommt, die in einem Nachbarort ihr Quartier hat, mischen plötzlich noch ganz andere bei den Ermittlungen mit. Die Polizei gerät unter Druck. Gelingt es dem Ersten Kriminalhauptkommissar Raschke mit seinen Leuten, den Täter festzunehmen, bevor die Sache eskaliert? Ein spannender Krimi aus der Gegend in und um Schwerin.

Falsches Spiel. Pinnowkrimi

Hauptkommissar Raschke ermittelt wieder. Dieses Mal hat er sich richtig festgebissen. Nicht die Beweise, sondern sein Bauchgefühl sagt ihm, wer der Täter ist. Davon lässt er sich nicht abbringen, denn sein Bauch ist schon beachtlich. Der Erste Kriminalhauptkommissar Raschke kann einfach nicht glauben, dass die Frau seines Täters angeblich genau in dem Moment über Bord ging, als ihr Mann unter Deck war. Durch den Rammstoß eines anderen Bootes, das nur sein Täter gesehen haben will! Als dann noch ein Toter gefunden wird, der mit seinem Verdächtigen in einer sehr dubiosen Verbindung stand, wird sein Jagdeifer richtig angeregt. Ein spannender Krimi aus Pinnow, dem Süden des Schweriner Sees und der Umgebung von Schwerin.

Der Glatteisagent – Eine Geschichte aus der Zeit des Kalten Krieges. Wenn Opa Raschke erzählt

Es ist der Glatteisspion Reiner Paul Fülle, über den in diesem Roman ein Teil seiner Lebensgeschichte erzählt wird. In Zwickau geboren und als Kind in den Westen gekommen, wurde Fülle als junger Mann während eines Besuchs bei seinen Verwandten in Thüringen von der Staatssicherheit angeworben. Seit 1964 Spion beim MfS, lieferte er aus Abenteuerlust und gegen Geld Informationen aus der Kernforschungsanlage Karlsruhe in die DDR. Am 19. Januar 1979 wurde Reiner Paul Fülle vom BKA verhaftet. Er entkam und wurde von der Sowjetischen Militärmission wenige Tage später in einer Holzkiste in die DDR gebracht. Da bei der Verfolgung der BKA-Beamte auf Glatteis ausrutschte, wurde Fülle in bundesdeutschen Medien als Glatteisspion bezeichnet. Nicht zuletzt, weil er sich nur sehr ungern gängeln oder etwas vorschreiben ließ und weil seine Frau sich beharrlich weigerte, in die DDR umzuziehen, betrieb er seine Rückkehr in die Bundesrepublik Deutschland. Mit falschen Papieren ausgestattet, kehrte Fülle Ende 1981 zurück.

Schweriner Mordgeschichten. Kriminalerzählungen

Für die Freunde des Schweriner Kriminalkommissars Raschke aus Godern wurden in dem neuesten Buch von Ulrich Hinse insgesamt 12 kleine und große Geschichten des beliebten Kriminalisten zusammengefasst. Es geht von dem perfekten Mord über das Geheimnis des Modderteichs in Pinnow bis hin zu Ermittlungen des Schweriner Kommissars in der Türkei. Allein oder mit seinen Kolleginnen und Kollegen versucht der beliebte Erste Kriminalhauptkommissar Raschke mit mehr oder weniger Erfolg den oder die Täter von Verbrechen zu überführen. Es wird wieder spannend, wenn Raschke ermittelt.

Zum Schluss hat der Autor mit seiner Feststellung „Wir waren Helden“ eine Geschichte zum Nachdenken oder zum Schmunzeln, ganz wie man möchte, angefügt.

Inhaltsverzeichnis

Impressum	2
1. Kapitel	3
Ulrich Hinse	40
E-Books von Ulrich Hinse	42